

IBB
Internationales
Bildungs- und
Begegnungswerk

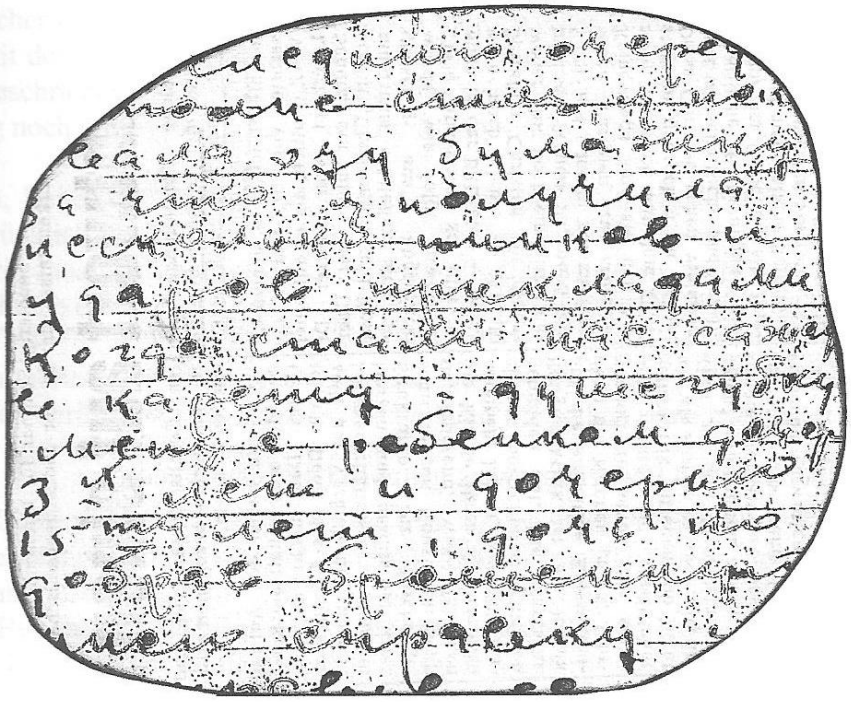
Wenn Worte schreien und weinen

Tagebücher der Ljalja und Berta Bruk

geschrieben in Belarus ab 1943

Wenn Worte schreien und weinen

Tagebücher der Ljalja und Berta Bruk



geschrieben in Belarus ab 1943

Originalausgabe:
КОГДА СЛОВА КРИЧАТ И ПЛАЧУТ
Дневники Ляли и Берты Брук
Minsk 2004
Herausgegeben im Auftrag des Verbandes Belarussischer jüdischer Vereine und Gemeinden sowie des Belarussischen Landesfonds ‚Holocaust'
ISBN 985-6697-77-8

■□■

Grundübersetzung aus dem Russischen:
Tamara Doroshkina

Bearbeitung und Gestaltung dieser deutschen Ausgabe:
Alf Seippel, Vorsitzender des Vereins *Sozialer Friedensdienst zur Völkerverständigung mit Osteuropa* (Dortmund)

Herausgeber:
Internationales Bildungs- und Begegnungswerk gGmbH (IBB Dortmund)
Geschäftsführer: Peter Junge-Wentrup

Druck:
Team Design, Schwerte

Dortmund, Oktober **2008**

ISBN 3-935950-10-1

Vorwort

In diesem Buch *„Wenn Worte schreien und weinen"* lesen wir die Tagebücher von zwei jüdischen Frauen. Die Zeilen wurden geschrieben, als Ljalja Bruk und ihre Mutter Berta die Gräuel der deutschen Besatzung erlebten.

Ljalja Bruk beginnt ihr Tagebuch 1943 mit einem Rückblick auf ihre Zeit im Minsker Getto und sie schrieb es weiter während ihres Lebens unter Partisanen. Ihre Mutter begann ihr Tagebuch im Juli 1944, als die Stadt Minsk schon befreit war. Sie erzählt von dem quälenden Schicksalsschlag des Todes ihrer Tochter. Auch Berta Bruk war ab 1941 gezwungen, im Minsker Getto zu vegetieren, ehe sie zu den Partisanen flüchten konnte.

Beide Tagebücher erzählen von den Erlebnissen mörderischer Feindschaft, aber auch vom Überlebenskampf, mit dem sie sich behaupten wollten. Sie wurden parallel zu den Alltagserlebnissen der Betroffenen geschrieben. Sie spiegeln darum Eindrücke von einem verdammten Leben, die in ihrer Wahrnehmung noch unverfälscht sind durch Einflüsse späterer Jahre.

Leonid Lewin, Leiter der Vereinigten belarussischen jüdischen Organisationen und Gemeinden, schildert eindrücklich in seinem Beitrag, wie ihn die Tagebücher heute noch bewegen.
Die Historikerin Inna Gerasimowa, Leiterin des jüdischen Museums in Minsk, ordnet diese Dokumente geschichtlich ein, kommentiert sie und legt dar, welchen Wert sie für uns haben.

Belarus galt mit 400.000 Partisanen als „Partisanenrepublik". Unter uns Deutschen besteht eher ein geringes Wissen darüber, welche Lebensbedingungen Menschen dazu trieben, sich den Partisanen anzuschließen oder mit ihnen zusammen zu arbeiten.

Das Minsker Getto für Juden aus dem Osten und Westen Europas war eines der größten Vernichtungsstätten der Nationalsozialisten in Osteuropa. Wir bringen die Tagebücher in deutscher Übersetzung heraus aus Anlass der „Auflösung" des Minsker Gettos vor 65 Jahren. Seine Liquidierung nach zweijährigem Bestehen im Oktober 1943 wurde verbunden mit der letzten Massenexekution. Da arbeiteten Ljalja Bruk und ihre Mutter Berta bereits mit den Partisanen für die Befreiung ihrer Heimat.

Bei der Herausgabe dieser Tagebücher lassen wir uns von der jüdischen Weisheit leiten, dass Erinnerung das Geheimnis der Versöhnung ist.

Dortmund im Oktober 2008
Peter Junge-Wentrup
Alf Seippel

Inhaltsverzeichnis

3		Vorwort
5	**Leonid Lewin**	Ich lese diese unschätzbaren Zeilen
9	**Ljalja Bruk**	Tagebuch
43	**Berta Bruk**	Tagebuch
64	**Inna Gerasimova**	Diese Tagebücher heute lesen - Eine historische Einordnung
72		Buchhinweise

***

Leonid Lewin

Architekt, Mitglied der Akademie der Architektur. Gestalter von Gedenkstätten an Verbrechen während der deutschen Besatzung in Belarus 1941-44. Vorsitzender des Verbandes der jüdischen Vereine und Gemeinden in Belarus. Leninpreisträger und Staatspreisträger der Republik Belarus.
Kurator der IBB Johannes Rau Minsk. 2008 (dt.) Bundesverdienstkreuz.

Inna P. Gerasimowa

Promovierte Historikerin, Vorsitzende des Belarussischen Landesfonds „Holocaust". Direktorin des Museums für Geschichte und Kultur der Juden von Belarus:
Überarbeitung, Kommentierung der Tagebücher und Nachwort (Historische Einordnung und Wertung)

Leonid Lewin

Ich lese diese unschätzbaren Zeilen

Mein schwerer Arbeitstag ist zu Ende.
Ich mache die Tür auf.
Ein Schritt – und die Wärme meines Hauses umarmt mich.
Ich setze mich in meinem Arbeitszimmer für ein Weilchen hin, um auszuruhen.
Meine Lieblingssachen und Gegenstände umgeben mich.
Fotos, Zeichnungen, Bücher ...
Alles um mich herum ist mir vertraut und teuer.
Ich schaue sie an.
Sie schauen mich an.
Ein altes Foto aus der Vorkriegszeit.
Vater und Mutter.
Der Krieg hat mir die Mutter genommen.
Der Blick meiner Mutter – er ist warm und zärtlich.
Woran dachte sie in dem Augenblick, als das Foto gemacht wurde?
An das Glück zu leben.
Ein kleines Foto – meine Mutter und ich während des Krieges.
Mein Köpfchen ist an ihre Brust gedrückt.
Woran dachte sie einige Monate vor ihrem Tod?
Wie weh war's ihr ums Herz um mein Schicksal!
Woran dachte mein Vater unter den Soldaten seines Zugs?
Am Ufer eines kleines Flusses.
Am Vorabend eines Angriffs.
Am Ufer des Lebens.
Ich rede mit jedem Gegenstand um mich herum.
Hier ist eine Zeichnung von mir selbst.
Sie wurde eine Stunde vor meiner Herzoperation gemacht.
Hügel von Jerusalem
draußen vor dem Fenster meines Krankenzimmers.
Ich weiß, dass ich in jenem Augenblick an meine Frau, die Tochter, das Heim dachte.
Bücher, Bücher ...

In jedem Buch sind jemandes Erinnerungen, Gedanken, Erzählungen niedergeschrieben.
Beim Lesen denke ich ungewollt an das Schicksal des Menschen, der das geschrieben hat.
Viele Bücher handeln von Menschen,
die jenen fürchterlichen Krieg überlebten.
Heute sind ihre Bücher Zeugenaussagen über vergangenes Entsetzen,
das sie durch ihre Herzen passieren ließen.
Geschrieben wurden sie jedoch heute ...
In meinen Händen halte ich noch ein Manuskript.
Es ist inzwischen weit über Mitternacht.
Langsam blättere ich Seite für Seite.
Ljalja Bruk war ein jüdisches Mädchen.
Berta Bruk war eine jüdische Mutter.
Ich kann mich vom Geflüster dieser zwei Herzen nicht losreißen.
Vom Geflüster aus der Hölle.
Vom Geflüster mit voller Stimme – wir sind Menschen!
Kein Schriftsteller und kein Dichter wird je beschreiben können,
was diese Menschen erlebt haben.
Der Krieg hat im Nu alles zerstört, was sie besaßen.
Ihr Zuhause, ihre Familie, ihr Leben.
So wie er auch mein Leben zerstörte.
Ich lese immer wieder,
was die kleine Ljalja unter unmenschlichen Bedingungen
mit ihrem Bleistift fertig gebracht hat.
So knapp und so viel über jene Tage.
Zusammen mit ihr kaufe ich am ersten Kriegstag Eis und gehe ins Kino.
Und in der Nähe explodieren schon Bomben.
Wir waren doch so naiv!
Jeder Tag und jede Stunde werden für das kleine Mädchen zur Hölle.
Sie ist im Getto hinter fünf Stacheldrahtreihen.
Sie ist hinter dem Stacheldraht in ihrer Heimatstadt.
Jeden Tag nimmt man ihr Verwandte, Brot, ihr Leben weg ...
Doch sie schreibt und schreibt, um mich heute schlaflos zu machen.
Sie schreibt:
„Mutti, mein Herz sehnt sich nach draußen. Es ist unerträglich schwül hier.
Guck, wie sich die Leute dort frei bewegen! Lass uns weggehen!
Vor meinen Augen sehe ich den schönen Himmel,
wunderbare Wälder und Felder.
Und hier – überall die schwarze Masse des Todes ..."
Jeden Tag werden die Türen der Hilfe vor ihr geschlossen.
Ja sogar im „russischen Stadtteil",

wohin sie der Hunger unter Todesfurcht treibt.
Hinter ihrem Rücken hört sie:
„Du Jüdin, ich bringe dich zur Polizei ..."
Sie war ein Kind, gerade einmal 15 Jahre alt.
Und so etwas ...
Jeden Tag muss sie über Leichen steigen.
Jeden Tag schreibt sie mit ihrem Bleistift.
Ich lese diese unschätzbaren Zeilen.
Meine Mutter schaut mich an.
Ich sehe sie, weiß aber nicht, worüber sie nachdachte.
Hier ist alles umgekehrt ...
Berta, ihre Mutter, schrieb nach dem unfassbaren Tod ihrer Tochter ihre Erinnerungen weiter.
Kein Textbearbeiter wird sich trauen, die Worte,
geschrieben von Mutter und Tochter, anzurühren.
Ich danke euch, meine Lieben, dass ihr uns eure Herzensgüte und den Glauben
aus der Hölle überbracht habt.
Ich danke euch, dass ich in dieser Nacht mit euch sein darf.
Eure Gesichter habe ich nie gesehen,
aber von nun an steht ihr auf der Wand meiner Erinnerung.
Ich danke euch, dass ihr trotz eures täglichen Sterbens damals
heute bei uns seid.
Ich sehe und höre euch.
Das ist kein Tagebuch.
Das ist kein Buch.
Das steht über dem Begriff Tagebuch.
Das steht über dem Begriff Buch.



Ljalja Bruk
vor dem Großen
Vaterländischen Krieg.



Vater und Tochter
Jewgenij und Ljalja Bruk
Anfang der 30er Jahre
in Minsk.

TAGEBUCH VON LJALJA BRUK

2. August 1943[1] - Zweite Suworow-Partisanenabteilung < >

Das wird mein drittes Tagebuch sein. Hoffentlich wird es nicht das Los von zwei vorherigen Tagebüchern teilen und verbrannt werden. Mein erstes Tagebuch habe ich seit meinem 10. Lebensjahr geführt. Als ich 14 war begann der Vaterländische Krieg und das Tagebuch verbrannte zusammen mit unserem Haus. Das zweite Tagebuch schrieb ich im Getto und es war mir wichtiger als alle Bücher. Ein halbes Jahr später aber, als ich im „russischen Stadtteil" wohnte und jede Minute eine Hausdurchsuchung erwartete, musste ich es verbrennen. Jetzt, wo ich zum dritten Mal versuche, auf mein Leben zurückzublicken, stehe ich drei Monate vor meinem 17. Lebensjahr und wohne viele Kilometer von meiner Heimatstadt Minsk entfernt (wie viele Kilometer es sind, weiß ich, ehrlich gesagt, nicht). Ich werde versuchen, das in den zwei vergangenen Jahren Erlebte so gut ich kann wiederherzustellen, obwohl es eine ziemlich schwierige Sache ist.

Vor dem Krieg hatte ich bei Vater und Mutter gelebt und ging in eine allgemeinbildende und eine Musikschule. Am 13. Juni 1941 war ich auf dem Abschlussabend unserer Klasse in der Schule[2], wir absolvierten die 7. Klasse und viele von unseren Mitschülern gingen in Fachschulen. Die Schüler unserer Klasse waren sehr gut und es gab keine lustigere Zeit als ich sie in der Schule gehabt hatte. Besonders lustig war es, als wir in die 5. Klasse gingen. Wir organisierten einen „Stab" (ich war die Leiterin) und setzten den Schmeichlern und boshaften Lehrern den Kopf zurecht. Übrigens zählten wir zu den besten Pionieren. In der 6. und 7. Klasse wurden wir viel verantwortungsbewusster. Liebesaffären hatten wir nicht, ich verachtete sie sogar, obwohl sie bei anderen Klassen der Schule und der Stadt gang und gäbe waren. Ich beendete also die siebenklassige Schule, nahm Abschied von den abgehenden Schulkameraden und hatte vor, drei weitere Klassen zu absolvieren und dann an eine Hochschule zu gehen (Träume, Träume, wo bleibt eure Holdseligkeit?). Die siebenklassige Musikschule hatte ich einige Tage zuvor beendet, hatte aber nicht vor, mein Musikstudium fortzusetzen, weil ich Steuermann auf großer Fahrt werden wollte und keine Klavierspielerin.

---

[1] Im Original werden die Monate mit lateinischen Ziffern geschrieben, also: : 4/VIII – 43 г.

[2] Ljalja Bruk ging in die Schule Nr. 42, die sich am Platz der Freiheit im Gebäude des Musiklyzeums befand.

Am 22. Juni nahmen meine Freundin (das wunderbare Mädchen Nelli Gaponenko[3]) und ich die Fahrräder und gingen in den Gorki-Park Rad fahren. Um 12 Uhr 15 fuhr ich an einem Lautsprecher vorbei und bekam die Kriegserklärung zu hören. Ich und Nelli radelten weiter und verschlangen leckere Quarkkuchen. Für die restlichen 40 Kopeken gingen wir in die Schießbude und zum ersten Mal im Leben schossen wir je zwei Mal mit Gewehren. Um sechs Uhr abends kam unsere Hausgehilfin Ljuba gelaufen und richtete mir aus, dass der Vater mich sofort zu Hause erwarte (zu dieser Zeit war die Mutter mit der Kinderkrippe, in der sie als Ärztin arbeitete, auf der Datscha. Bei ihr war Tolik, der Sohn meiner verheirateten Schwester Tamara). Wir gingen nach Hause, aber unterwegs begegnete ich Tamara und sie schleppte mich ins Kino. Es lief ein neuer Film „Tanker Derbent". Dann kamen wir nach Hause und gingen zu Bett (ein „lustiger Krieg"). Am nächsten Morgen befahl der Vater, der gerade zur Arbeit ging, das Haus nicht zu verlassen. (Zu jener Zeit arbeitete er im NKWD *(Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten)*[4] und war mit dem Bau von unterirdischen Flugplätzen beschäftigt.) Ich saß zu Hause. Auf Bitte des Hausverwalters stellte ich bloß eine Liste der Kinder zusammen und brachte sie zur Hausverwaltung.

Auf unserem Hof standen drei Autos mit Militärs, die aus Litauen geflohen waren. Um 12 Uhr mittags fuhren sie Richtung Moskau ab. Ich verklebte die Fenster und dachte mir: „Warum fahren sie weg? Hier ist es ja so interessant – neben der Stadt werden deutsche Flugzeuge abgeschossen, und wir beobachten, wie sie in Flammen aufgehen und auf das Feld runterstürzen. Und in Moskau gibt's das wohl nicht – faschistische Flugzeuge schaffen es nicht bis dahin."

Aber am Morgen des 24. wurden ich und Tamara durch das Beben des Hauses aus den Betten gerissen. (Der Vater war die ganze Zeit auf Arbeit und im Kriegskommissariat hatte man seine Einberufung „bis Sondervorladung" verschoben.) Ich, nur den Morgenrock an, die Augen schreckerfüllt, hastete ins Esszimmer, mein Kätzchen an die Brust gedrückt. Von der Straße stürzte eine Gruppe Leute, vom Alarmsignal auf der Straße überrascht, zu uns herein. Von diesem Augenblick an ging etwas Unbeschreibliches los. Die Bomben hagelten herab und landeten um unser Haus herum.

3.8.43

Tamara lief nach Hause den Pass holen. Meine einzige liebe Schwester habe ich nie wieder gesehen. Und die Bomben flogen pausenlos auf die Stadt herab, besonders auf unseren Stadtteil[5]. Über Nacht

---

[3] Nellja (Ninel) Gaponenko ging seit der 6. Klasse zusammen mit Ljalja zur Schule. Ihr Vater, ein alter Bolschewik, organisierte die Evakuierung seiner Familie und die Freundinnen sahen sich nie wieder. Nach dem Krieg absolvierte Ninel Andrejewna eine juristische Hochschule und war im Schlichtungsgericht beim Ministerrat tätig. Leider ist es nicht gelungen, andere Mitschüler von Ljalja Bruk zu finden.

[4] Erläuterungen der Übersetzerin werden im Text in Klammern und kursiv gesetzt.

[5] Die Familie Bruk wohnte in einem Haus am Platz der Freiheit, das im Hof neben der katholischen Kirche stand. Während eines Bombenangriffs am 24. Juni fiel eine Bombe auf das Haus. Die ganze Stadtmitte wurde damals zerstört.

lag ich im Wagenkasten und sah zu, wie die Rotarmisten Kisten mit Patronen vergruben. Bei Morfuhren ich, der Vater und die zu uns herbeigeeilten Oma und Tante Anja aus der Stadt. Die ganze Nacht gengrauen gingen ich und Ljuba auf die Chaussee. Minsk stand in Flammen. Der Fahrer des Wagens (Wasja Paleschtschuk) wollte nach Minsk zurück und nach einer Stunde fuhren wir los. Die Leute strömten aus Minsk herbei, die Chaussee war schwarz durch die vielen Flüchtlinge. Wir fuhren in die leere - so schien es uns - und brennende Stadt hinein.

3.8.43

Wir kamen nach Hause, zum Platz der Freiheit, und da packte den Fahrer der Schreck (nicht ohne Grund: die Straßen waren mit Leichen getöteter und verbrannter Menschen übersät) – schnell zurück! Er fuhr uns ins Dorf Motorowo, 30 km von Minsk entfernt, und kehrte mit dem Vater in die Stadt zurück. Der Fahrer wollte den Wagen zu einer Armeeeinheit bringen und der Vater wollte Mutter und Tolik finden. Nach zwei Tagen kam er mit der Mutter und Tolik zurück und teilte mit, dass unser Haus brenne. Am nächsten Tag zogen die Deutschen in Minsk ein. Wir saßen im Dorf und wollten nicht wieder nach Minsk, obwohl es einen Befehl der Deutschen dazu gab, denn die Faschisten befahlen, dass alle Männer zwischen 18 und 45 in die Lager kommen sollten[6]. Und so warteten wir im Dorf ab.

Anfang Juli fuhren Deutsche durch unser Dorf und baten um Lebensmittel. Wir hatten eine so große Angst vor ihnen, dass wir es nicht einmal wagten, aus dem Fenster hinauszugucken. Aber solange wir dort blieben, kamen sie nicht mehr wieder. Die Dorfleute waren gut zu uns, aber im allgemeinen hassten sie die Juden. Mit Lebensmitteln wurde uns absolut nicht geholfen, aber der Vater arbeitete als Radmeister in einer Radwerkstatt und wir wurden mit Kartoffeln, ohne jegliches Fett, dürftig versorgt.

Endlich – es war am 14. Juli – spannte der Sohn unserer Hauswirtin Wolodja Filipowitsch das Pferd an und wir fuhren in die Stadt. (Er hatte uns auch sonst viel geholfen.)

Der Anblick der jetzigen Stadt war herzzerreißend – Ruinen und Ruinen. Nur am Stadtrand blieben Holzhäuschen erhalten. Auf den Straßen stolzierten Deutsche hin und her, als wären sie hier die Herren, aber es waren nur so wenige von unseren Leuten da, dass man sie, wie es schien, aufzählen konnte

---

[6] Laut einem Befehl, den die Deutschen gleich in den ersten Tagen der Okkupation erlassen hatten, sollten sich alle Männer im Alter zwischen 17 und 45 in der Nähe der Oper zur Registrierung sammeln. Ein Teil von ihnen durfte nach einigen Tagen wieder nach Hause gehen und die Juden wurden, nachdem man sie in Intellektuelle und Arbeiter eingeteilt hatte, auf das Gelände des ehemaligen Storoshewski-Friedhofs verlagert, wo sich schon einige Tausende von Kriegsgefangenen befanden. Später wurden etwa 600 jüdische Männer, die der Intellektuellen-Gruppe angehörten, in Fahrzeuge verladen und in eine unbekannte Richtung fortgebracht. Sie kamen nie wieder zurück. Die anderen wurden in das Konzentrationslager Drosdy gebracht, wo jeden Tag Menschen erschossen wurden. Die überlebenden Juden wurden, nachdem sie eine Zeitlang unter unmenschlichen Bedingungen gehalten worden waren, ins Gefängnis abtransportiert, wo ein Teil von ihnen auch umgebracht wurde. Diejenigen, denen es gelang zu überleben, wurden ins Getto verlagert.

und sie eilten ganz schnell über die Straßen. Das war die Stadtmitte, meine Stadt, und mittlerweile bemerkte ich gar nicht, wie der kleinere Teil der Einwohner, die am Stadtrand wohnten und nicht geflüchtet waren, die Lagerhäuser mit Lebensmitteln und Waren plünderten.

Unser Haus war verbrannt. Tamaras Haus blieb unversehrt und wir fanden dort Platz. Zu jener Zeit waren alle Lagerhäuser schon ausgeraubt und wir nahmen uns nur ein wenig Kartoffelstärke und Melasse. So lebten wir vom Tee mit Melasse und Kartoffelstärkepuffern ohne Fett aus der Pfanne. Unsere Sachen waren verbrannt, ... die besten wurden uns abgenommen und den alten Kram durften wir behalten.

Es wurde eine Verordnung erlassen, dass alle Juden sich bei einem speziellen jüdischen Rat melden sollten, wir hatten uns aber nicht gemeldet. Es wurde bei Androhung der Erschießung den Juden befohlen < >, ins Getto umzusiedeln. Wir wollten nicht umziehen, aber Mutter drängte darauf, weil Oma uns verraten könnte. Am 1. August machte also Frau Doktor Bogdanowa ein winziges Zimmer für uns frei und ich, Vater, Mutter, Tolik und Oma zogen ins Getto um.

So wurde das Leben mit jedem Tag immer schwieriger. Dort traf ich einige Schulkameraden aus meiner Klasse. Wir beschlossen uns zu organisieren und die Deutschen[7] zu schädigen, wo wir nur konnten. Aber es war nicht möglich, die Jungs zu organisieren. (Warum – ich verschweige es lieber.) Also machten wir nichts.

Mutter nahm Arbeit in einem Krankenhaus auf. Dort bekam sie 200 g Brot und einen Teller dünnes Gebräu. Das war unsere ganze Nahrung. Aber das ist unwichtig. Die Kriegsgefangenen bekamen eine Prise Kartoffelstärke am Tag und einen Hagel Schläge. Das war schlimmer. Tausende von unseren wunderbaren Menschen wurden in diesen Tagen auf den Straßen der Stadt zu Tode gequält oder erschossen. Die ganze Sowjetskaja-Straße war auf der Strecke von ungefähr zwei Kilometern schwarz von getöteten Soldaten[8]. Die Deutschen schrieen, sie hätten schon Moskau eingenommen, es gebe keine russische Armee mehr und Stalin sei nach Amerika geflogen, aber das Flugzeug sei abgeschossen worden.

Am 6. November starb Großmutter.

---

[7] Der Gebrauch der Vokabeln „der Deutsche“ und „er“ im Singular ist typisch für jene Zeit, obwohl es dabei um die Deutschen als eine Besatzungsmacht und eine Armee geht. Es war Ilja Ehrenburg, der dieses Pronomen in dieser Bedeutung in seinen schneidenden emotionsgeladenen publizistischen Artikeln, die während des Krieges äußerst populär waren, als erster einführte.

[8] Die Kolonnen von Kriegsgefangenen, die sich in den Konzentrationslagern in der Schirokaja-Straße und in Masjukowschtschina befanden, wurden von den Deutschen oft zur Arbeit auf der Eisenbahnstation über die Zentralstraße, die Sowjetskaja-Straße (heute Prospekt der Unabhängigkeit) geführt und die Stadtbewohner sahen alle Misshandlungen und Ermordungen durch die Begleitsoldaten. An einem Dezembertag 1941, als die Kolonnen der Kriegsgefangenen vorübergezogen waren, blieben auf der gesamten Straße etwa 1500 Leichen liegen.

Das Leben bei uns war schrecklich. Jede Nacht drangen Russen und Deutsche in unsere Häuser ein und töteten, um zu plündern. Wir allerdings hatten das noch nicht erlebt, aber in der Nacht vom 6. zum 7. November hörten wir jemanden laut an der Tür klopfen und „Aufmachen!" rufen.

5.8.43

Das war aber kein nächtlicher Überfall. Es begann der erste Pogrom. Deutsche stürmten zu uns herein, nachdem sie die Fensterläden eingebrochen hatten, und sagten, alle sollten in 10 Minuten auf dem Hof sein mit den notwendigsten Sachen. Wir gingen auf den Hof hinaus – ich, Mutter und Tolik, und Vater schlief gerade in dieser Nacht in der ehemaligen Fabrik „Oktober", in der er vor einigen Tagen als Radmeister zu arbeiten angefangen hatte. Aus allen Höfen wurden die Leute auf die Straße getrieben. Von unserer Straße aus wurden wir weiter gejagt zur Chlebnaja-Straße. Dort ließ man die Menschen, die aus vielen Straßen zusammengetrieben wurden, sich in Kolonnen aufstellen und aus den Kolonnen in die „schwarzen Raben"[9] einsteigen. Der Alpdruck, der da entstand, war unbeschreiblich. Schwache Frauen, Kinder und Alte, die nicht so schnell laufen konnten wie sie getrieben wurden, fielen unterwegs zu Boden und riefen um Hilfe. Aber niemand reagierte. Die Menschen traten sie nieder. Ich wurde völlig wie ein Mechanismus – ich lief mit einer Schreckensgrimasse im Gesicht und schwieg. Wir bemerkten, dass einige den Deutschen Tätigkeitsnachweise zeigten und sie wurden aus der Kolonne herausgeführt. Aber so viel die Mutter ihre Bescheinigung darüber, dass sie in einem Krankenhaus arbeite, auch zeigte, da half nichts. Nun waren wir dran einzusteigen. Die Mutter machte einen letzten Versuch, sie zeigte die Bescheinigung noch einem Offizier. Der ließ uns aus der Kolonne frei und ein Polizist brachte uns in den Hof der Brotfabrik. All das war im Morgengrauen.

Im Hof der Brotfabrik saßen wir bis um 4 Uhr morgens. Dort wurden wir auf jede Weise gepeinigt. Alle sollten in die Hocke gehen. Wer sich falsch bewegte, den ließ man die Gewehrmündung in den Mund nehmen und drückte auf den Hahn. So ging es ohne Ende. Um 4 Uhr wurde die Belagerung aufgehoben und wir durften nach Hause.

Am nächsten Morgen kam Vater gelaufen und ging sofort wieder arbeiten. Nach einer halben Stunde kamen Deutsche und wiesen uns aus der Wohnung aus.

---

[9] „Schwarzen Raben" nannte man im Volksmund schon vor dem Krieg in den 30er Jahren der Repressalien den LKW mit Deckaufbau, der zum Befördern von verhafteten Menschen diente.

7.8.43

Uns wurde erlaubt, so viele Sachen mitzunehmen, wie wir auf einmal tragen konnten. Dann wurden wir zum Rat[10] getrieben und dort standen wir den ganzen Tag im Regen. Nach vergeblichem Warten gingen wir ins Krankenhaus. Draußen war es schon sehr kalt und im Krankenhaus wurde nicht geheizt. Der Vater fand irgendwo ein kleines Durchgangszimmer und wir zogen da ein. Die Bedingungen waren unbeschreiblich – so dreckig und eng. Tolik schickten wir in den „russischen Stadtteil" zu Lena Sokolowa, der ehemaligen Nachbarin von Tamara.

Kaum hatten wir uns vom ersten Schlag erholt, als am 20. November der nächste Pogrom geschah. Unser Stadtteil wurde nicht umzingelt, die Angst war aber sehr groß ...

Diesmal waren Polizisten dabei, Weißrussen und ehemalige Kriegsgefangene, Ukrainer, die vor einem halben Jahr noch unsere Genossen waren. Der Schreck packte uns. Ich wollte in den „russischen Stadtteil" zum Wohnen gehen und bat bei Vater und Mutter um Erlaubnis, aber vergebens.

Nachts gab es immer öfter Morde. Der Hunger war fürchterlich. Die Kälte noch schlimmer. Wir zogen ins Krankenzimmer ein, in dem die Mutter arbeitete. Die Kranken dort litten an Scharlach. Später füllte sich das ganze Krankenhaus mit Typhuskranken.

Am 26. März wurde Mutter krank. „Wo es dünn ist, da reißt's" – dieses Sprichwort stimmt: nach einigen Tagen erkrankte ich auch. Wir hatten Fleckfieber in der schwersten Form. Die Ärzte sagten, ich hätte standhaft durchgehalten, obwohl ich zur Hälfte abmagerte. Mutter aber wurde eine Spritze schlecht gegeben und ihr Arm eiterte. Aber ein Unglück kommt nicht allein. Als wir uns nach der Krise erholten, hatten wir keinen Vater mehr. Den so guten, so lieben, den einzigen Menschen, der mich liebte. Er starb am 16. April 1942. Es gingen verschiedene Gerüchte um, aber die Wahrheit habe ich nie erfahren.

Kaum hatte ich wieder gelernt, mühsam zu laufen, und Mutter konnte sich noch gar nicht bewegen, als man anfing, uns aus dem Krankenhaus zu jagen. Wir hatten aber keine Wohnung, weil man das Haus schon geräumt hatte, in dem wir früher wohnten, d.h. die Bewohner waren erschossen worden.

---

[10] Das Jüdische Komitee oder der Judenrat wurde auf Befehl der Deutschen in der ersten Hälfte des Juli 1941 in der Stadt gebildet. Seine Aufgabe war es, die Getto-Insassen nach den Anordnungen der Besatzungsbehörden zu verwalten. Zur Handhabung der Ordnung und Unterstützung der Deutschen wurde eine jüdische Polizei geschaffen. Heute ist bekannt, dass im Judenrat und in der jüdischen Polizei eine illegale Gruppe aktiv tätig war und dass die ersten Judenratleiter Ilja Muschkin und Mosche Joffe hingerichtet wurden. Ein Illegaler war auch der erste Leiter der jüdischen Polizei Sjama Serebrjanski, der auf der Grünanlage am Haus der Offiziere hingerichtet wurde. Diesen jüdischen Organisationen gehörten jedoch viele Personen an, die sich bei den Deutschen und Polizisten anbiederten in der Hoffnung, auf diese Weise zu überleben. Sie wurden genauso wie die anderen Getto-Insassen vernichtet.

Also ging ich zum Rat, um eine Wohnecke aufzutreiben. Die verfluchten jüdischen Milizionäre[11] werde ich mein Leben lang nicht vergessen, so viele Erniedrigungen musste ich dort, im Rat, erleiden.

Nach einer Woche täglichen Hingehens wurde mir ein Wohneckchen zugeteilt in der Größe eines eisernen Einzelbettes. Dort zogen die Mutter und ich ein. Mit uns zusammen im Durchgangszimmer wohnten noch eine Frau, ein junger Mann und ein Mädchen. Sie aßen Speck, Brot, Nudeln und alles andere und wir tranken nur je einen Teller Wasser, gemischt mit einem Löffel Mehl.
Ich werde nie vergessen, wie allen im Krankenhaus Pakete gebracht wurden, nur uns nicht. Und plötzlich: „Bruk!" – ein Brot und drei Stück Zucker. Und ein Zettel von Jascha Tscharny, meinem Schulkameraden. So brachte er mir noch zwei Pakete. Vielen, vielen Dank, mein lieber Kamerad!

Als der Vater noch lebte, ging er Tolik besuchen. Plötzlich stellte sich heraus, dass er gar nicht bei Lena Sokolowa, sondern bei der anderen Nachbarin Galja Tumilowitsch wohnte. Wir hatten sie früher nicht gekannt, weil sie keine Sportlerin war. Sie wohnt bei ihrem Mann, hat aber keine Kinder und bat deshalb um Tolik. Der Vater hatte sie mehrmals besucht. Als wir im Krankenhaus waren, bekamen wir einen Zettel von ihr und nahmen Verbindung mit ihr auf. Ihr Mann ist Fahrer, und als sie nach Stolbzy fuhren, gaben sie uns die Adresse[12] der Großmutter ... *(unleserlich)*. Als wir das Krankenhaus verließen, wurde uns ein Paket gebracht. Das kam uns sehr gelegen, denn sonst wären wir kaum gesund geworden.

8.8.43

Unsere Verbindung mit ihnen sah so aus: Galjas Mann Kasik arbeitete in einem Institut und dort arbeiteten auch Juden. Er gab den Zettel einem Mädchen und bat es, Frau Doktor Bruk aufzusuchen und ihr den Zettel zu überreichen. Sie fand uns. Auf diese Weise standen wir im Briefwechsel. Sie schickten uns das Paket der Großmutter in kleinen Stücken her und noch etwas dazu. Aber es gab immer noch nichts zu essen. Ich fand eine Arbeit. Was für eine Arbeit konnte es für mich geben? Ich bekam einen Spaten in die Hand und baute mit fünfzig Jüdinnen einen Damm. Mit uns zusammen arbeiteten ungefähr einhundert Kriegsgefangene. Es ist natürlich schade, dass ich mein Tagebuch aus jener Zeit nicht mehr habe. Sehr interessant sind meine ersten Eindrücke von jedem einzelnen Deutschen, mit dem wir gearbeitet hatten. Jetzt ist es aber nicht mehr möglich, das wiederherzustellen.

Das war eine Schinderei, besonders für mich: Ich hatte mich kaum vom Typhus erholt. Nebenbei gesagt begrüßte mich ein Maschinist, ein Russe natürlich, im Vorbeifahren. Er wird mich wohl auch einem anderen Maschinisten gezeigt haben und dieser lächelte mir im Vorbeifahren immer zu und begrüßte mich. Ich merke das deshalb an, weil ich später, als ich im „russischen Stadtteil" wohnte, die Gelegenheit hatte, mich mit ihnen zu treffen.

---

[11] siehe Anmerkung 10

[12] „Adresse ..." (unleserlich) – Adresse von jemandem, der mit Lebensmitteln helfen konnte.

Am 28. Juli hörten wir während der Arbeit plötzlich viele Schüsse krachen. Die vorbeilaufenden Russen sagten, es sei ein Pogrom. Um 4 Uhr nachmittags, als wir nach Hause gehen sollten, weigerten wir uns zu gehen. Unser Vorgesetzter, der Deutsche August, ging aufklären, was im Getto vorging. Nach der Rückkehr bestätigte er, dass es ein Pogrom war. Wir fingen an auf ihn einzureden, er möge uns nicht dorthin führen; er blieb aber stur. Aber Deutsche aus anderen Kolonnen sagten, die Arbeiter würden nicht ins Getto hineingelassen. Dann führte uns August in irgendeine Eisenbahnanlage und ging nach Hause. Wir schliefen dort auf dem Dachboden verkrochen, weil wir befürchteten, die Russen würden uns bemerken und den Polizisten sagen, dass wir dort seien. Hunger und Kälte waren nicht zu spüren. Am nächsten Tag wurden wir in die Ziegelei versetzt: wir sollten Ziegelsteine für die Organisation TODT[13] verladen. Die Mutter war im Getto und der Pogrom dauerte drei Tage. Drei Tage waren wir nicht zu Hause. Ich dachte schon, ich hätte keine Mutter mehr.

Bis zum Tag des Pogroms arbeitete mit mir eine Frau, die Klebanowa. An jenem Tag wurde sie krank. Für sie sprang ihre Tochter Solja Babadsjan ein, nur ein Jahr älter als ich. Wir freundeten uns an und meinten, wir hätten das gleiche Unglück, wir beide hätten unsere Mütter verloren. Aber als ich am vierten Tag ins Getto kam, erfuhr ich, dass alles vernichtet wurde außer dem Infektionskrankenhaus, in dem Mutter arbeitete. Diesmal hatte ich Glück im allgemeinen Unglück, meine Mutter war mir geblieben. Aber den Schreck des Geschehenen kann man nicht beschreiben. Sich nur vorzustellen, wie mindestens dreitausend Frauen weinen – ein Bild des Grauens!

Obwohl Solja ihre Mutter verlor, ich aber nicht, wurde unsere Freundschaft immer fester. An Kleidung blieb ihr nur das, was sie gerade anhatte. Ich besaß einige Kleider zum Umziehen und half ihr so gut ich nur konnte.

In der Ziegelei arbeiteten 20 russische Jungs mit uns. Sie holten die Ziegelsteine aus den Öfen und wir verluden sie auf die LKWs. Wenn wir mal eine Minute frei hatten, kamen wir mit den Jungs an einem Ofen zusammen und redeten. Unter anderem gesagt, ein Junge half mir. Wir mussten sehr schwer arbeiten, zu essen bekamen wir aber nur 200 g Brot morgens und einen Napf dünne Suppe zu Mittag. Sie *(die Russen)* bekamen ein besseres Essen. Und jedesmal gab er mir seine Suppe und etwas Konfitüre, wenn er sie bekam. Er heißt Mischa Mikulski. So kam es, dass ich, Solja, Mischa und noch ein Junge, Schura, anfingen Pläne zu schmieden, wie wir aus dem Getto flüchten könnten. Die Jungs versprachen uns, irgendwie zu helfen. Aber wir kriegten es nicht hin. Die arme Solja, wie schwärmte sie dafür, zu den Partisanen auszureißen! Was für eine wunderbare Freundin sie war. Tapfer, energisch, schön und gutherzig. Aber wir mussten uns später trennen.

[13] TODT – „Trupps des Reichsarbeitsdienstes" – eine halbmilitärische Bauorganisation, die den Bau von Straßen, Eisenbahnlinien und anderen Bauvorhaben durchführte. Dabei kamen Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter aus den besetzten Gebieten zum Einsatz.

Galja Tumilowitsch sagte der Mutter, dass wenn wir Papiere hätten, sie uns helfen würde. (Die Mutter fasste sich ein Herz und besuchte sie einige Male.) Ich mühte mich ab wie der Fisch auf dem Trokkenen, um die Papiere aufzutreiben. Die Mutter hatte eine goldene Uhr und ich besaß noch die Uhr vom Vater. Ich musste Mutters Uhr, mein neues Seidenkleid und eine Plüschtischdecke von Tamara weggeben dafür, dass man mir einen Pass auftriebe. Aber ich war noch so unerfahren im Leben und fragte nicht die Mutter, weil Mutter vorsichtig war. Aber ohne meine Verzweiflung wäre nichts gelungen. So brachte man mir eine fast unbrauchbare gefälschte Geburtsurkunde (auch dafür muss ich danken).

10.8.43

Ich schreibe „auch dafür danken", weil es ohne sie, obwohl sie nicht ganz taugte, keinen Anlass gegeben hätte, der mich gehen ließ. Dann setzte ich mich mit Frauen in Verbindung, die für meine und des Vaters Uhren und noch sehr viele Klamotten einen Pass für die Mutter brachten. Er war auch nicht gut. Ein erfahrenes Auge konnte bemerken, dass der Stempel gefälscht war.

Eines Tages kamen Galja und ihre jüngere Schwester Tasja, so alt wie ich, an den Stacheldraht heran. Ich hob den Draht hoch und verließ die Grenzen des jüdischen Stadtteils. Wir gingen durch die Straßen der Stadt und jeder, der uns begegnete, schien alles über mich zu wissen. Das ist ein sehr unangenehmer Zustand. Wir kamen zu Galja und ich wohnte einige Tage lang bei ihr. Nun hieß ich Maria Iwanowna Kapustinskaja. Auch heute noch nennt mich Galja in alter Gewohnheit Manja *(eine Ableitung von Maria)*.

Nach einigen Tagen kam die Mutter. Nach langem Überlegen kamen Galja und Kasik zur Einsicht, dass sie uns nicht helfen könnten. Sie rieten uns, wir sollten unser Leben selber einrichten und gaben uns die Adresse ihrer Schwester in Wilejka.

Wir gingen nach Lagoisk und kamen bei Galjas Schwester vorbei. Sie und ihr Mann gaben uns auch den Rat, weiter in die Welt zu gehen, ich war aber nicht einverstanden. Der Stützpunkt war ja meine Heimatstadt Minsk. Am nächsten Morgen gingen wir nach Minsk zurück: Diesmal hatte ich eine gute, nicht gefälschte Geburtsurkunde in der Tasche. Das war eine neu ausgestellte Geburtsurkunde von Tasja, die wir absichtlich mit dem Geburtsjahr 1927 und nicht mit 1926 ausstellen ließen, um nicht nach Deutschland abtransportiert zu werden. Sie wurde mir erteilt.

Nach Minsk kehrte also Stanislawa Antonowna Braun zurück. Bei Minsk stand ein Posten und kontrollierte die Papiere. Wir durften passieren.

Es hatte keinen Sinn, wieder zu Galja zu gehen. Mutter ging zur Ärztin Owtschinnikowa und ich ging zu Galja, weil ich völlig durchnässt war. Es hatte zwei Tage geregnet. Galja war sehr darüber bedrückt, dass wir zurückkamen, so dass ich am nächsten Tag zu Owtschinnikowa ging. So lebten wir einige Tage, aber wir mussten etwas tun.

Mutter besuchte ihre ehemalige Mitarbeiterin Warwara Iwanowna, die vor kurzem wegen Verbindung zu Partisanen im Gefängnis gesessen hatte. Sie empfahl uns, Richtung Sapadnaja[14] zu gehen. Sie sagte, man könne viele Partisanen auf der Koidanowskoje-Chaussee antreffen und bei ihnen bleiben. Ich weiß nicht warum, aber ich wollte nicht Richtung Koidanowo fahren oder laufen in der Hoffnung, dort Partisanen anzutreffen.

Wir gingen los. Die Straße war zunächst gut. Plötzlich merkte ich, schon vor Koidanowo, dass die Geldbörse mit der Geburtsurkunde aus meiner Tasche verschwunden war. Der Schreck packte mich. Es dämmerte schon und ich lief fünf km zurück und suchte nach meiner Geldbörse. Beim Einbruch der Nacht war ich auf der Chaussee, aber keine Geldbörse in Sicht ... Am nächsten Tag kam ich nach Minsk ohne das Dokument zurück. Die Verzweiflung war grenzenlos. Ich übernachtete bei Galja und am Morgen kam die Mutter und brachte eine andere Geburtsurkunde. Sie war vor langem von Warwara Iwanowna gefunden worden und nun gab sie sie mir. So wurde ich Irina Iwanowna Plaschtschinskaja. Als erstes erkundigten wir uns im Adressbüro nach diesem Mädchen. Uns wurde gesagt, sie habe in Minsk in der Rasinskaja-Straße 5-4 gewohnt und jetzt sei sie ins Dorf Dsjuriki umgezogen. Das war mir genug, um mich in Minsk ruhig bewegen zu können. Aber ich musste ja irgendwo wohnen.

Ich ging zur ehemaligen Hausgehilfin unserer Nachbarin und bat sie in Erfahrung zu bringen, ob jemand eine Untermieterin bräuchte. Sie ließ mich bei sich wohnen. Über die ehemalige Sanitäterin, die mit meiner Mutter gearbeitet hatte, gelang mir die Anmeldung[15] und so richtete ich mich einigermaßen ein. Mutter fand eine Arbeit als Wäscherin im Offiziersheim *(„Ofizerhaim" im Original)* und übernachtete, wo sie nur Platz fand. Manchmal brachte mir Mutter etwas zu essen. Samstags ging ich den Fußboden wischen zu einem Doktor, einem Bekannten der Mutter und ihrem ehemaligen Freund. Die übrige Zeit verbrachte ich, wie es eben kam.

Meine Hauswirtin Sina heiratete einen Kriegsgefangenen, als bereits Krieg war. Wir wohnten zu dritt in einem Zimmer – ich, Sina und Iwan. Iwan hatte einen Freund Wiktor, 25 Jahre alt, schön, klug, aber mir gefiel er natürlich nicht. Er aber mochte mich mit jedem Tag immer mehr. Sina und Iwan redeten auf mich ein, ich solle ihn heiraten. Aber ich lachte nur. Er war bereit, alle Forderungen zu erfüllen, die ich aus Spaß stellte, aber eben deshalb war er mir widerlich.

Eines Tages traf ich meine Schulfreundin Malja Churgina und erzählte ihr davon. Sie sagte: „Du bist ein Dummkopf, du musst dein Leben retten, ich an deiner Stelle würde sofort zusagen." Nur die Mutter blieb mir treu und drückte meinen eigenen Gedanken aus: „Es lohnt sich nicht, das Leben zu besudeln, um es zu retten."

---

[14] „Sapadnaja" (*vom russ. „sapadnyj" =„westlich"*) – gemeint ist eine Region des westlichen Weißrusslands, die im September 1939 an die BSSR angeschlossen wurde.

[15] „sich anmelden" hieß, sich beim Arbeitsamt anmelden, um eine Arbeit zu bekommen. Dazu musste man sich ausweisen.

Dann beschloss Wiktor, mich mit Gewalt zu brechen. Am 25. Dezember ging ich meine Bekannten besuchen. Zu dieser Zeit fand die Mutter eine Schlafstelle bei einer Bekannten von ihr. Meine Sina hatte mich die ganze Zeit bestohlen, ich schwieg aber, da ich von ihr abhängig war. Aber jetzt wollte ich gehen. Als ich nach einigen Tagen nach Hause kam, lud mich Wiktor zu sich ein (er wohnte in der Nachbarschaft, aber früher hatte ich ihn nie besucht, wie oft er mich auch einladen mochte).

Ich weiß nicht mehr, warum ich zu ihm ging. Wir saßen da und redeten, und dann kam es, als er mich bat, ihn zu heiraten und ich es ablehnte, dass er sich entschloss, mich zu seiner Frau zu machen; aber da kam mir meine Geschicklichkeit zur Hilfe ... Dann suchte er mich zu überreden, versprach alles zu schaffen, was ich nur wollte. Sagte, er werde bei der Polizei arbeiten gehen und ich würde dann gut versorgt sein. Als ich mich endlich losriss, ging ich weg, um nie wieder in dieses Haus zu kommen. So verließ ich die erste Mietwohnung.

Ich wohnte bei der Mutter.

Ein kleines Sofa hinter dem Schrank, das war unsere ganze Wohnung. In jener Wohnung wohnte eine Mutter mit ihrer Tochter. Die Mutter, 42 Jahre alt, war Prostituierte und die Tochter, ein Mädchen von 17 Jahren, hatte Beintuberkulose. Jeden Abend kamen Deutsche zu Ljolja und was weiter geschah, geht mich nichts an. Die Nachbarn erzählten, sie habe so viele Ehemänner, dass sie nicht alle zu zählen seien. Eines Tages saß sie zu Hause und drehte an der Telefonwählscheibe. Plötzlich lief ihr ehemaliger Mann herein und verprügelte sie. Die Deutschen griffen schnell nach ihren Mänteln und nahmen die Beine unter die Arme. Ihre Nachbarn waren gut.

Neben uns wohnte Shenja Baranowa mit ihrem Mann. Das war eine Frau von 19 Jahren, kinderlos, wir haben gemeinsame Bekannte unter den Sportlern; sie hatte in einer Gymnastikschule gelernt. Vom Sehen her hatten wir uns schon lange gekannt. Ihr Mann ist nicht von hier, ein Junge aus Saratow. Die Deutschen mochte er nicht. Mehr noch – er hasste sie. Mit ihr war ich befreundet, bis die Zeit kam uns zu trennen. Ich werde sie, eine meiner besten Freundinnen, mein Leben lang nicht vergessen.

11.8.43

Schließlich begann meine Hauswirtin sich zu schämen (jeden Tag immer neue Deutsche). Sie ließ uns ausziehen. In einer anderen Wohnung neben uns wohnte eine junge Frau von 22 Jahren mit einem Kind. Zu der Zeit war sie typhuskrank und hatte keine Untermieter. Wir zogen bei ihr in ein winziges Zimmer ein. Die Kälte war unerträglich und es gab kein Holz. Wir schliefen in Mänteln.

Wir pflegten Marusja gesund. Als sie aber zu laufen begann, wurde ich krank. Diesmal an Bauchtyphus. Die Mutter plagte sich mit aller Kraft ab, um Essen zu beschaffen. Gab die Arbeit auf. Bald fing ich an zu genesen. Ich fing schon an zu laufen, als plötzlich eine Razzia hereinbrach – alle arbeitsfähigen Arbeitslosen wurden gefasst, um sie nach Deutschland zu bringen.

15.8.43

Ich ging wieder zu Bett, aber ich sah nicht wie eine Kranke aus – mollig und rotwangig. Die Razzia dauerte fast eine Woche. Am dritten Tag wurde unser Stadtteil umzingelt. Ich hatte keine Papiere bei mir. Zwanzig Minuten bevor Deutsche zu uns kamen ging die Hauswirtin mit einem bekannten Eisenbahner ins Ambulatorium und brachte eine Bescheinigung darüber, dass ich einen Herzfehler hätte. So rettete ich mich zum ersten Mal vor Deutschland.

Der Eisenbahner, mit dem Marusja dorthin gegangen war, war ein Poznaner[14]. Er hieß Peter, 23 Jahre alt. Er war erst das dritte Mal bei uns im Haus. Das erste Mal traf er Marusja bei Bekannten, wo sie sich amüsiert haben. Am anderen Tag kam er zu uns. Marusja war noch auf der Arbeit, ich saß auf dem Bett und sprach mit ihm. Er sagte, er sei deshalb gekommen, weil es im Bauzug *(im Deutschen heißt er „Bergungszug")*, wo er wohne, sehr langweilig sei, seine Kameraden würden saufen und er wolle nicht. Später kam er öfters zu uns. Die Deutschen hasste er, aber vor Bolschewisten hatte er Angst. Oft hörte er Radiomeldungen aus Moskau und erzählte sie uns.

Noch im Winter war meine Mutter unserer ehemaligen Hausgehilfin Lida begegnet. Sie und ihr Mann standen mit Partisanen in Verbindung. Ich bat sie, mich in die Partisanenabteilung zu bringen. Aber ihr Mann Fedja zog es immer wieder in die Länge und tat nichts. Als ich krank war, meldete sich Mutter als Zahnärztin und wurde ins Dorf Pjatewschtschina, 20 km von der Stadt entfernt, zur Arbeit eingewiesen. Mutter wollte mich mitnehmen, ich fuhr aber nicht mit, weil ich meinte, mein Endziel in diesem Wirbel von Wohnungen seien jetzt die Partisanen. In Pjatewschtschina jedoch gibt es keine Partisanen, deshalb hat es keinen Sinn, dorthin zu fahren. In Minsk jedoch habe ich einen Faden vom Knäuel – Fedja, und ich wollte mich bemühen, meinen Willen durchzusetzen. So fing ich verstärkt an, Fedja keine Ruhe zu lassen und die Mutter fuhr allein ins Dorf.

In der Zwischenzeit wurden wieder Leute für den Abtransport nach Deutschland gefasst und ich war gezwungen, eine Arbeit zu finden. Marusja setzte sich für mich in ihrem Büro ein (wir haben ein Kontor), und man fing schon an, mich in aller Form einzustellen. Als ich aber zum zweiten Mal zum Arbeitsamt kam, wollte die Abteilungsleiterin, eine Volksdeutsche, mich nach Deutschland schicken. Ich riss ohne einige Dokumente aus, aber am nächsten Tag rief der Chef sie an und auf seine Bitte hin gab sie mir die Dokumente zurück. So wurde ich Putzfrau im Passagierbahnhof. Ich sollte in drei Zimmern putzen. In zwei Zimmern übernachtete das Zugpersonal aus anderen Städten und im dritten war die Eisenbahnpolizei.

Inzwischen übergab ich Fedja Angaben über die die Station passierenden Transporte mit Flüchtlingen und Verwundeten und über Militärzüge. Ich redete auf ihn ein, er solle mich in den Wald bringen. Alle von unserem Hof waren gut zu mir. Ein Junge von 29 Jahren, Tonik Skwartschewski, hegte eine „sanfte Liebe" zu mir. Oh wie leid tat er mir, der Ärmste! Ein anderer aber, der freche Kolja Bagirow, fing an, mir die georgische Sprache beizubringen, später aber wollte er mit mir gehen. Einen Menschen schroff

abstoßen kann ich nicht, aber ich fand eine Ausrede und sie stimmte ja sogar, dass er zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen wollte, d.h. mich und Marusja, und wir richteten es so ein, dass er keine erschlug.

Eines Tages kam Fedja nach langer Abwesenheit und brachte mir einen Zettel von der Mutter. Sie war schon bei den Partisanen. Mir war danach, auf der Straße loszutanzen. Fedja versprach, mich bald auch abzuholen.

Mischa Panassjuk, der ehemalige Landesmeister der BSSR im Boxen, der jetzt bei der Polizei diente, wollte zu den Partisanen gehen. Die ganze Zeit über wollte ich ihn mit Fedja in Verbindung bringen, er machte aber letzten Endes Ausflüchte.

Kasik Tumilowitsch wollte auch gehen, Fedja aber hatte keine Lust, ihn kennen zu lernen. Peter kam oft und sagte nur mir, dass er gerne zu den Partisanen gehen würde und wird, sobald er eine Verbindung gefunden habe. Zum Schein sagte ich Ja dazu, da ich befürchtete, ich würde ihm auf den Leim gehen. Am 20. Juli kam eine unbekannte schwarzhaarige Frau zu mir und brachte einen Zettel von der Mutter. Mit dieser Frau machte ich aus, dass wir in einer Woche zur Mutter fahren würden.

Ich und Shenja Baranowa hörten im Zimmer, in dem ich putzte, das Radio, nachdem die Polizisten gegangen waren. Wir hörten Moskau und unsere Herzen schlugen schneller. Shenja sagte immer wieder, dass sie gerne zu den Partisanen gehen würde. Als ich mich entschloss, ihr ernsthaft zu sagen, dass ich auch gehen würde, versprach sie, mir am Mittwoch etwas mitzuteilen. Sie teilte mir aber nichts mit, stattdessen gab mir ein Polizist Hefe, Streichhölzer und andere Sachen zum Tauschen. Am 27. Juli, am Dienstag, verließ ich Minsk.

Um 8 Uhr morgens ging ich zur Brilewskaja-Straße, um einen Wagen nach Pjatewschtschina zu nehmen, angeblich um zu meiner Tante zu fahren und Hefe und Streichhölzer, die der Polizist mir gegeben hatte, gegen Speck und Eier zu tauschen.

Um halb zwei stiegen ich und eine Frau, die Nina Semjonowna heißt, in einen Wagen ein und fuhren bis weit hinter Pjatewschtschina. Als wir aus dem Wagen ausstiegen und uns ungefähr zwei km von der Chaussee entfernten, hielt uns ein Polizist - wie wir dachten - an, dann stellte es sich aber heraus, dass er ein Partisan der Pokrowski-Partisanenabteilung war. Er und noch ein weiterer Partisan begleiteten uns ein wenig, und als sie erfuhren, dass ich noch nie Partisanen gesehen hatte, sagte der eine: „Guck, so sind sie, die Partisanen!“ Später begegneten wir unterwegs immer öfter Partisanen. Gegen Mitternacht (um 12 Uhr) erreichten wir ein Dorf, in dem ein Partisan mit einer Fuhre auf uns wartete.

Am Mittag des nächsten Tages fuhren wir weiter. Wir fuhren zwei Tage lang und kamen im Dorf L. < > an. Dort wohnte ich zwei oder drei Tage (ich weiß es nicht mehr) mit der Sondergruppe < >. Die Mädchen sind dort gut. Und Fjodor Akimowitsch verhielt sich so zu ihnen, als seien sie noch Kinder.

Sie vertragen sich sehr gut. Dann fuhren wir ins Dorf < >, in dem die Mutter wohnte. Am nächsten Tag wurde ich in den Stab bestellt. „Du sollst zunächst", sagte der Stabschef, „bei der Mutter sein."

Nach einem weiteren Tag zogen wir ins Lager um. Einige Tage später wurde ich dem stellvertretenden Kommandeur unterstellt. Wir waren vierzehn Leute. Um 12 Uhr 20 in der Nacht verließen wir das Lager und gingen durch einen Sumpf, bis an den Gürtel nass, ich versank immer wieder.

Um drei Uhr nachts kamen wir im Dorf an. Zwei Tage machten wir nichts, dann wurden ich und Sina (eine Frau von 19 Jahren, die bei mir war) dem Starschina *(entspricht dem Rang eines Stabsfeldwebels)* unterstellt und wir fingen an, Brühe für Schnitterinnen zu kochen, die Roggen von nach Talka geflohenen Polizisten schnitten.

Heute waren wir mit dem Frühstück um 7 Uhr fertig, die Jungs aus dem Wirtschaftszug schimpften natürlich, es sei zu spät. Über den Starschina des Wirtschaftspacks (so scherzt man bei uns) schickte ich der Mutter einen Zettel.

Eben hatten wir das Mittagessen ausgegeben, schon musste man den Kessel wieder füllen und das Abendessen kochen. B. (unser Freischärler) ist gekommen und verlangt ein Essen. Es gibt kein Essen mehr. Er zankt sich mit mir. Dann versucht er es wieder gutzumachen, ich aber geriet außer Rand und Band und wollte mich nicht beruhigen.

< > Die Krankenschwester der 2. Kompanie < > kam und richtete mir einen Gruß von der Mutter aus. Gestern war sie im Lager. Ich höre auf zu schreiben, ich muss Kartoffeln schälen.

16.8.43

Heute schlief ich länger als sonst – bis um 6 Uhr. Sonst stehen ich und Sina um drei Uhr auf. Wir haben alles schnell gemacht, und um sechs Uhr fand ich eine freie Minute Zeit.

Zur Mittagszeit trug ich die Suppe und sah plötzlich meine Mutter heranfahren. Sie wurde zur Gefechts < > in die 2. Kompanie geschickt. Jetzt werde ich besser drauf sein.

Aber Sina, an die ich mich schon gewöhnt habe, soll in wenigen Tagen ins Lager fahren. Was für eine Helferin wird mir zugeteilt?

Übrigens ist Sina eine Ortsbewohnerin und kommt aus dem Dorf Kamenka. Sie hatte den ehemaligen Leiter unserer Partisanenabteilung Tarassow geheiratet. Später war irgendwas passiert und er wurde erschossen. Sina wurden der Revolver, die Sachen, die Uhr usw. weggenommen und sie fing an in der Küche zu arbeiten. Vier Monate sind seitdem schon vergangen, aber sie ist immer noch traurig. Eigentlich bin ich so an sie gewöhnt, dass es mir leid tun wird, wenn sie geht.

Am Tage bombardierten deutsche Flugzeuge Dörfer, die nicht weit von uns liegen. Ich weiß noch nicht welche.

Vor zwei Tagen sprengten unsere Partisanen die Eisenbahn auf einer Strecke von 5 km. Jetzt verkehren keine Züge mehr. Das geschah einen Tag, nachdem Deutsche diese Eisenbahn wieder instand gesetzt hatten, die vorher eine andere Brigade gesprengt hatte. In unserer Abteilung gibt es keine Toten und Verwundeten.

Eben kam Mutter und sagte, die Unsrigen hätten die Stadt Karatschew, 10 km von Brjansk entfernt, eingenommen und auf den Straßen der Stadt Charkow seien Straßenkämpfe im Gange.

17.8.43

Am Morgen ging Sina mit einem neuen Mädchen, der Partisanin Tamara, ins Lager.

Statt Sina schickte man eine Frau, Marfa, in die Küche. Zunächst vertragen wir uns gut. Wie es weiter gehen wird, weiß ich nicht.

Die Mutter hat hier sehr viel zu tun, Partisanen und Bauern strömen in Massen zu ihr. Ich dagegen habe heute nicht viel Arbeit, denn zwei von den Frauen, die heute in die Einheit gebracht wurden, wurden zu uns zum Kartoffelschälen geschickt. Deshalb habe ich fast frei.

Am Vormittag hat es die ganze Zeit geregnet. Bin müde – war früh aufgewacht. Es gibt nichts Neues. Bald kommen die Frauen Mittag essen. Ich werde ihnen zu essen geben, dann kommt das Abendessen und später werde ich zu einem Mädchen ins Dorf Wassermelone essen gehen.

18.8.43

Nichts Neues. Den ganzen Tag habe ich geschlafen und habe nun Kopfschmerzen. Am Tage hatte ich erhöhte Temperatur – 37,7°, aber nachdem ich ein wenig spazieren gegangen war, ließen die Kopfschmerzen nach.

Heute habe ich mehrmals eine Großmutter aufgesucht. Siebenmal vielleicht. Der Starschina hatte mir gesagt, sie habe einen Trog Preiselbeeren, aber sie war die ganze Zeit nicht zu Hause, ich beschloss jedoch, heute unbedingt Preiselbeeren aufzutreiben.

Die Mädels, die bei uns Kartoffeln schälen, kommen aus dem Gebiet Smolensk.
Beim Rückzug vertrieb sie der Deutsche aus dem Dorf in die Stadt Bobruisk und dann ins Dorf < >.
Sie sagen, sie seien froh, uns Partisanen zu sehen. Und trotzdem fürchten sie sich ein wenig vor Partisanen.

19.8.43

Über dem Dorf, in dem wir stationiert sind, kreiste heute ein Flugzeug im Tiefflug und warf dann viele Flugblätter ab. Man hört nicht auf, auf die Partisanen einzureden, sie sollten sich besinnen und auf die Seite der Faschisten übergehen. Dabei verspricht man einen guten Umgang, gleich wie mit Kriegsgefangenen. Ja, wir kennen euren „guten" Umgang mit Kriegsgefangenen. Pustekuchen! Euer Köder ist nicht mehr wirksam. Aber das Flugzeug hatte einen Erkundungsflug gemacht. Nun warten wir auf die Bombardierung. Die 2. Kompanie ist weggefahren und wir bleiben allein im Dorf. Mutter fuhr auch mit der 2. Kompanie fort.

Ab Morgen waren Schüsse aus weittragenden Geschützen zu hören. Vor kurzem, am Tage, kam der Kommandeur unserer Abteilung und sagte, in einem Dorf seien drei deutsche Wagen zerschmettert worden.

21.8.43

Vorgestern, spät am Abend, kam der Befehl, in den Wald umzuziehen. Wir fuhren los. Unsere Küche wurde neben einer alten dachlosen Scheune abgeworfen. Wir selber fuhren weiter um zu schlafen, wo sich die 2. Kompanie aufhielt. Die Jungs lachten sofort über uns, die Familie Basanow sei angekommen.

Bei uns war auch Tamara Moltschinowa, die aus dem Lager zu uns in die Küche geschickt worden war. Gestern bin ich mehrmals ins Dorf gefahren; ich sammelte Kartoffeln, pflückte Dill, riss Möhren aus, fuhr Wasser heran. Der Brunnen, der bei uns gegraben wurde, ist nun sauber und wir haben gutes Wasser. Am Abend schickte man uns B. <>, jetzt haben wir einen Starschina. Basanow kehrte wieder in die Kompanie zurück. Es gibt nicht viel Arbeit, Marusja von der 1. Kompanie hilft uns. Hier gibt es eine Menge Beeren. Ich überfraß mich mit Preiselbeeren, rot und sauer. Heute wurden wieder Dörfer von den Faschisten bombardiert. Ich weiß nicht welche.

23.8.43

Fliegeralarm. Dem Dorf nähern sich die „Bobiks"[16]. Die Flugzeuge fingen mit Kampfhandlungen an. Ich habe heute in der Küche Dienst. Koche das Mittagessen. Die Unsrigen liegen im Hinterhalt. Ob die Jungs es durchhalten? Vor dem Mittagessen kam ein Onkel gelaufen und erzählte, wie er beschossen worden ist, nachdem er sein Pferd verließ und loslief. Das war nicht weit von uns entfernt. Ich begann, das Mittagessen auszugeben. Plötzlich ging ganz in unserer Nähe eine Schießerei los. Die Deutschen mussten den Hinterhalt umgangen haben. Alle stoben auseinander. B. <> kam angelaufen. Ich, Marusja und er gingen ins Moor. Es war niemand mehr da.

---

[16] „Bobiks" wurden die Faschisten von den Partisanen genannt *(„Bobik" ist eigentlich ein Hundename).*

Auf der anderen Straßenseite wurde geschossen. Nach einer Weile stießen wir auf Dorffrauen, die bei uns mähten, und sie gingen mit uns. Bin bis an den Gurt nass. Dann stießen wir auf einige Partisanen. Unter ihnen war der am Arm verwundete Kommissar. Einstweilen sitzen wir im Sumpf.

Wo kann Mutter sein? Ich habe sie seit gestern nicht mehr gesehen. Vielleicht machen die Deutschen mit ihr schon kurzen Prozess. Meine Liebe, ist es denn wahr, dass ich keine verwandte Seele mehr auf dieser Welt habe? Aber ich bewahre die Fassung. Hoffentlich bleibt meine Mutti irgendwie am Leben.

25.8.43

Gestern zogen wir bei Tageseinbruch nach einer Übernachtung im Moor weiter in Richtung unseres Lagers. Wir kamen gut an. Sofort legte ich mich im Zelt der Sanitätsstelle, in dem ich früher mit der Mutter wohnte, aufs Ohr. Als wir noch im Moor waren, sagte mir der Kommissar, dass sich die Mutter zwei Kilometer von hier entfernt im Moor bei der Küche der 2. Kompanie befinde. Noch im Moor, als wir „Marathon liefen“[17], steckte ich ein Messer in den Stiefel. Meine Stiefel waren vor Wasser und Schlamm geschwollen und das Messer wurde rostig. Ich hatte keine Zeit, es rauszuziehen und es schnitt sich mir ins Bein. Aber das machte nichts, ich schritt vorwärts. Gestern schwoll das Bein jedoch dermaßen an, dass ich es nicht nach unten senken kann. Mein verfluchtes Glück. Es ist noch keinen Monat her, dass ich in der Abteilung bin, und schon bin ich Invalide.

Mutter ist immer noch nicht da. Die Deutschen sind aus dem Dorf, in dem wir gearbeitet hatten, wieder abgezogen und sie wird wohl schon dort sein. Aber nein. Im Lager treffen schon Leute ein, die dort waren.

Heute Nacht hatte ich einen Traum. Ich träumte, ich sei zu Tamara *(Ljaljas Schwester)* gekommen und sie habe sehr viele Haarnetze, 28 Stück in verschiedenen Farben. Ich bat sie um eines, sie wollte aber nichts geben. Dann sagte ich, das alles habe ja der Vater mitgebracht und deshalb gehörten sie auch mir. Sie gab mir ein blaues Haarnetz. An dieser Stelle wachte ich auf. Noch nie hatte ich sie im Traum gesehen, das war das erste Mal. Warum? Da kam ein mir bekannter Partisan und sagte, Mutter komme ins Lager.

27.8.43

Vorgestern kam Mutter. Ist froh, dass wir leben. In unserer Abteilung gibt es einen Toten und drei Leichtverwundete. Mein Bein ist immer noch angeschwollen. Deshalb bin ich noch im Lager. Unsere Kompanien bezogen wieder Kampfstellung. Ich sollte in unserer Küche helfen, aber ich habe Schmerzen im Bein und helfe deshalb nicht.

---

[17] „Marathon“ – langdauernde Umzüge der Partisanenabteilungen, wenn sie ihren Standort wechselten. Sie machten dies im wesentlichen während der Blockaden, mit denen die Faschisten die Vernichtung der Partisanen bezwecken wollten.

Die Jungs, die in der Sanitätsstelle wohnen, lassen Basanow nicht in Ruhe. Sie necken mich auf jede mögliche Weise. Wolodja P. nennt mich sogar „Genossin Basanowa". So ein Ärger! Er ist mir deshalb noch widerlicher. Nadeshda Fjodorowna kam aus dem Dorf. Sie richtete einen Gruß von Sina aus. Ihr gehe es schon besser.

Gestern kam Klara aus der Stadt in die Sondergruppe. Sie sagt: „Die Deutschen sind böse, sie wittern ihren Tod." Ich stelle mir nicht vor, dass ich immer in der Küche arbeiten werde. Ich werde es nicht aushalten – so eine langweilige Arbeit!

30.8.43

Alle haben das Lager verlassen. Nur wenige Leute sind zurückgeblieben. Es ist etwas langweilig.

Vor der Abreise befahl mir der Abteilungskommandeur, in der Küche zu arbeiten. Ich arbeite schon seit drei Tagen.

Nadeshda Fjodorowna nimmt die Arbeit im Brigadenstab auf. Ira und Wolodja werden wahrscheinlich auch gehen. Gestern war ein Arzt von dort da und sprach darüber.

Ich vermisse meine Freundinnen. Die Jungs sind dreist geworden und necken mich damit, dass ich dick bin. Es ist einfach nicht auszuhalten. Meine Haare färbe ich nicht mehr. Wozu auch? Alle Mädels reden auf mich ein. Sie sagen, blond stehe mir gut. Ich aber meine, ich will nicht schön sein, dafür ganz natürlich. Allerdings wird es sehr unschön aussehen: ein Teil der Haare ist weiß und ein Teil – schwarz. Aber lass sie necken wie sie wollen. Ich bitte sie ja nicht, mich zu lieben.

Übrigens hatte ich gedacht, dass Galja von der Sondergruppe eine sehr kluge Frau sei. Gestern fing sie plötzlich ein Gespräch darüber an, wer mit wem gehe. So eine verschrobene Frau! Das geht niemanden etwas an. Sie sehnt sich nach ihrem Mann, der in Minsk im Gefängnis sitzt, und zeigt Interesse für Vitalik. Wie ist es dann mit der Liebe zu ihrem Mann?

1.9.43

Ich bin nun in einen anderen Ort geraten. Gestern hatte ich einen unglücklichen Tag. Um 4 Uhr nachts wurde ich von K. < > geweckt. Ich sollte Dienst haben. Und da begann mein Unglück. Vom Wirtschaftszug bekam ich so schmutziges Fleisch, dass es nicht möglich war, es sauber zu kriegen. Das Frühstück war um 9 Uhr 30 fertig. Kaum war ich damit fertig und hatte schon alles zum Mittagessen vorbereitet, als der Stabschef mir sagte, ich sei in die 3. Kompanie abkommandiert. Das muss mit Absicht gemacht worden sein. Ich hatte ja gebeten, mich in die 1. oder 2. zu schicken, wurde aber absichtlich in die 3. eingewiesen. Ich, Ljuba, zwei Partisanen und der Kompaniechef der 2. Kompanie fuhren in die Lager zum Standort der Kompanien.

Unterwegs trafen wir Kolja. Er war an der Eisenbahn und stieß mit den Jungs auf einen Hinterhalt. Er bekam eine Halswunde und fuhr nun ins Lager.

Wir kamen im Wald an, in dem die 1. und 2. Kompanie ihren Standort haben. Dort war der Kommandeur der 3. Kompanie. Er ließ mich zur Kompanie laufen, die zwei km von diesem Ort entfernt war. Am Abend war ich an Ort und Stelle. In der Küche arbeiteten hier nur zwei Leute, Shenja und Wanda Kasimirowna. Ich war müde und schlief fest ein. Plötzlich hörte ich ein Alarmsignal. Der Posten gab drei Schüsse ab. Alle fuhren auf. Ich packte meinen Mantel, die Mütze und den Rucksack. Aber es erwies sich als blinder Alarm. Alle gingen wieder schlafen.

Heute helfe ich bereits in der Küche. Das Frühstück haben wir schon ausgegeben. Das Mittagessen wird gekocht.

Die meisten Jungs kenne ich nicht. Die Kommandeure sind mir fast alle bekannt.

Ich wurde gefragt, ob ich im Komsomol sei. Es ist beschämend, aber ich bin noch Pionier. Im nächsten Monat werde ich einen Aufnahmeantrag in den Komsomol einreichen. Jetzt kennen mich die Jungs noch nicht, sonst würde ich ihn heute noch schreiben.

2.9.43

Nun ist das, wovon die Mädels reden, losgegangen. Gestern Abend ging ich aus der Küche und begegnete < > Petja. Ein Wort gab das andere und schon lässt er mich nicht los. Sagt: „Zuerst werde ich dich tüchtig plagen und dann lasse ich dich laufen." So ein Kauz. Ungefähr eine halbe Stunde ließ er mich nicht nach Hause laufen. Und heute kann man schon die Ergebnisse des gestrigen Tages ernten: Petja kam frühstücken und Shenja füllte für ihn eine Schüssel, die nicht ganz sauber war. Er wies sie darauf hin. Dann meinten Shenja und Wanda Kasimirowna einstimmig: „Das nächste Mal wird Ljalja dir die Schüssel sauber spülen. Jetzt wird sie sie ja gut spülen." Komisch sind sie. Ich kann über ihre Sticheleien nur lachen. Wozu brauche ich ihn? Bin ich etwa schuld, dass er mich gestern mit Gewalt nicht gehen ließ? Im übrigen hat das nichts zu bedeuten. Möge die ganze Kompanie darüber tuscheln, Hauptsache, mein Gewissen bleibt rein.

Gestern ist mir übrigens etwas eingefallen. Welch ein Zufall, es ist schon der zweite Pjotr mit Jahrgang 1919. Heute hatte ich Dienst d.h. ich stand um fünf Uhr morgens auf und hantierte bis jetzt und jetzt ist es schon gegen zwölf. Ich werde ungefähr eine bis zwei Stunden frei haben, solange das Mittagessen kocht und dann habe ich bis um 9-10 Uhr abends wieder was zu tun.
Die Jungs sagen: „Wann hörst du endlich mit Kartoffelnschälen auf?" Ich habe es tatsächlich satt. Immer nur Kartoffeln. Das hat mir sogar jede Lust vergällt zu Tanzabenden zu gehen. Alles auf der Welt ist mir zuwider. Ich kämpfe gegen Kartoffeln und das ist alles. Möge meine Lebensweise sich irgendwie ändern!

Es ist 5 Uhr nachmittags. Die Kompaniechefs der 1. und der 2. Kompanie sind gekommen. Sie brachten den Befehl mit, dass Wan'ka (*Ableitung von „Iwan"*) N. < > und Petja M. < > in ihre Kompanien versetzt werden. Die Jungs haben keine Lust zu gehen. Zum Abschied singt Wan'ka lauthals und Petja ist traurig. Schade. Lustige Jungs. Ich glaube, wir in der Kompanie werden sie vermissen.

3.9.43

Heute redet Petja nicht mit mir, hat mich nicht einmal gegrüßt. Deshalb vielleicht, weil ich gestern Abend mit Z. < > zum Tanzabend ging, mal gucken, wie sie da tanzen. Wanda Kasimirowna hatte mit dem Starschina so flott getanzt. Ich tanzte nicht, keine Laune. In der Küche bin ich wie ein Laufbursche – Ljalja, hol mal! Ljalja, bring mal! Ljalja, ruf mal! und so weiter. Na, meinetwegen. Es fällt mir vorläufig nicht schwer.

An der Front geht es bergauf. Jeden Tag rücken die Unsrigen immer weiter vor.
Ich habe diese Meldung noch nicht gehört, aber man sagt, die Unsrigen seien schon 30 km von Gomel entfernt. Sollte das wirklich wahr sein, dass sie schon auf weißrussischem Boden sind? Dieses Glück ist nicht zu glauben.

Pawel Tsch. kam und sagte, Ira richte mir aus, die Mutter sei sehr krank und ich solle mal ins Lager kommen. Was soll ich tun? Ich scheue mich, den Kommandeur zu bitten, er möge mir erlauben, ins Lager zu gehen – ich arbeite ja erst seit drei Tagen hier.

4.9.43

Gestern Nachmittag fuhr der Zug 1 zu einer Beschaffungsoperation.

Gestern Abend, als ich vom Tanzabend kam, ging ich nicht auf meinen üblichen Platz schlafen, sondern legte mich zwischen Wanda Kasimirowna und den Politstellvertreter, da dort ein freier Platz mit Kissen war – der Kompaniechef, Shenja und Lenja waren fortgefahren, der Politstellvertreter war angetrunken. Als er mir seine Hand auf die Schulter legte, beschloss ich zu gehen. Ich ging auf meinen Platz, obwohl es dort sehr kalt war, und schlief bis zum Morgen.

Am Morgen kam Z. < >. Der Starschina und dann auch Wanda Kasimirowna erzählten ihm sofort, wie ich geschlafen hatte – so was von dumm! Sie glauben, unsere Beziehungen dadurch verderben zu können. Auch wenn es ihnen gelingen würde, würde ich nicht weinen.

Gestern war der Kompaniechef der 1. Kompanie da und sagte zum Scherz, ich solle in seine Kompanie gehen. Ich würde liebend gern in die Bedienungsmannschaft gehen, nur um diese Kartoffeln nicht schälen zu müssen. Dann sagte er, er würde mich nur unter einer Bedingung nehmen: ich solle heiraten. < > Darauf sagte ich, ich bliebe lieber in der 3. Kompanie in der Küche.

Ich habe ihn nach Mutter gefragt. Er sagte, gestern sei ihm ein Gruß von ihr ausgerichtet worden, sie sei gesund und Tsch. habe gescherzt. Das sind mir aber gute Scherze! Man muss ja scherzen können und nicht die Laune verlieren. Mit dem Chef zusammen kam K., mit mir sprach er aber kein Wörtchen. Ein sehr merkwürdiger Mensch.

5.9.43

Ich verzankte mich mit Wanda Kasimirowna wegen Kleinigkeiten. Sie beklagte sich bei dem Kompaniechef, dass ich ihr gesagt habe, sie solle aufhören mich anzuschreien. Und angeschrieen hatte sie mich deswegen, weil ich das Messer zum Kartoffelschälen einem Mädchen nicht sofort gegeben hatte. Natürlich ist es eine Kleinigkeit, aber unsere Beziehungen sind seit gestern gespannt. Mit dem Abteilungsführer war der Kommissar da und grüßte mich von Mutter. Dabei sagte er, sie sei ein wenig krank. Er versprach den Führer zu bitten, mich zeitweilig ins Lager gehen zu lassen.

10.9.43

In den Tagen, in denen ich nicht geschrieben hatte, änderte sich alles. Am 6. nach dem Frühstück, als die Unsrigen im Hinterhalt lagen, kam ein Aufklärer gefahren und berichtete, die Deutschen seien im Vormarsch. Unsere Küche packte und wir fuhren in den Wald. Den ganzen Tag war das Geratter von Maschinengewehren und Geschützen zu hören. Am Abend kamen unsere Jungs und wir machten uns auf den Weg. Die Fuhrwerke fuhren auf Umwegen. Ich, Kasimirowna *(ältere Personen darf man familiär auch mit nur dem Vatersnamen anreden)* und Shenja liefen bei der Kompanie.

Wir liefen schnell, keinen Schritt hinter den Partisanen zurückbleibend. Gingen über einen Sumpf, ungefähr eineinhalb Kilometer. Es passierte nichts. Alle kamen unversehrt und fast trocken heraus. Als ich aber durch eine Furt watete, ging mir das Wasser bis über den Gurt und ich war ganz nass.

Gegen Mitternacht kamen wir in eine Siedlung. Nasarow überließ mir den Platz auf dem Ofen und bei Tageseinbruch, als wir uns wieder auf den Weg machten, war ich fast trocken. Wir kamen ins Lager. Zum Ausruhen keine Zeit. Wir kochten ein Essen für die Kompanie. Plötzlich ein Gefechtsalarm. Mutter war mit der Sanitätsstelle fortgefahren. Wanda Kasimirowna und Sina, die schon im Lager war, fuhren auch mit der Küche los. Ich, Shenja und Marusja (unsere Neue) blieben zurück, um für die Partisanen im Hinterhalt zu kochen. Nach dem Abendessen verließen auch wir das Lager.

Fast die ganze Zeit gingen wir auf einer trockenen Straße. In einem Dorf machten wir halt, um dort zu übernachten. Am nächsten Tag gingen wir weiter und am Ende des Dorfes fingen wir an zu kochen. Gefechtsalarm abgeblasen. Am Abend kehrten wir in das Dorf zurück, in dem wir übernachtet hatten. Am nächsten Morgen gingen wir ins Lager. Am Tage war eine Abteilungsversammlung. Ich kam, als die Versammlung zu Ende ging. Es sprachen zuerst der Führer der Partisanenabteilung und dann der Kommissar. Die Tränen traten ungewollt in die Augen, als er über unser liebes Moskau, über

Stachanow, über unsere Soldaten erzählte. Unsere Abteilung nahm den ersten Platz in der Brigade ein und unsere Kompanie war die letzte in unserer Abteilung. Ein Gruppenführer wurde von seinem Posten abgesetzt. Jetzt ist er Schütze in einer anderen Kompanie. Ein Abteilungsgericht[18] wurde gewählt, damit die Partisanen über ihre Kameraden selbst richten können. Am Abend fuhr ich nicht weit vom Lager Kartoffeln hacken und in dieser Zeit ging ein Teil unserer Kompanie fort. Mit ihnen gingen Shenja und Marusja. Nun sind wir zu dritt in der Küche geblieben.

Der Regen hört heute nicht auf. Der Herbst ist da. Nass. Kalt. Genau wie in meinem Lieblingstango „Herbst".

An den Fronten haben die Unsrigen gute Erfolge, jeden Tag nehmen sie immer neue Städte ein. Alle sind froh. Vielleicht wird der Krieg bald zu Ende sein. Ich freue mich, aber was erwartet mich nach dem Krieg? Den Vater kann man nicht zurück bekommen. Das heißt, ich werde in meinem Leben keinen klugen, gerechten Freund mehr haben. Ich bin mutterseelenallein, wie ein Baumstumpf stehe ich da auf der Welt, ein dummes Mädchen, das niemand braucht. Jetzt habe ich wenigstens ein Ziel im Leben: zum Sieg der Heimat beizutragen – aber was dann? Ein zielloses Dasein. Deshalb bringt mir das Kriegsende nicht viel Freude.

12.9.43

Gestern verließen wir nach dem Frühstück das Lager. Mussten wieder über den Sumpf gehen. Aber am Tage ist es nicht so schwer wie in der Nacht. Unterwegs spielten die Jungs die ganze Zeit Harmonika. Wir merkten nicht, wie wir ankamen. Im Moor unweit eines Dorfes rasteten wir. Am Abend gingen alle ins Dorf, ins Badehaus, ich und zwei Schützen blieben in der Küche. Wir aßen zu Abend und gingen schlafen. Es war sehr kalt, aber die zwei hatten viele Mäntel und Schafspelze, die ihnen von den Jungs hinterlassen worden waren. In der Nacht kam der Starschina und im Morgengrauen fuhren wir in eine Siedlung, in der wir die Küche einrichteten. Das Frühstück haben wir gekocht und sind dabei, ein Mittagessen zu kochen. Es ist jetzt schon kalt, was wird denn im Winter sein?

Die Jungs lassen mich nicht in Ruhe, sie machen sich einen Jux mit mir, aber ich bin es schon gewohnt und nehme es ihnen nicht übel. Gestern lehrte mich der Politstellvertreter das Gewehr auseinander nehmen und ein Mal habe ich geschossen. Ich habe das Ziel getroffen. Aber was ist denn das für eine Zauberkunst, eine 10 Meter entfernte Kiefer zu treffen? Ich weiß nicht, ob er das ernst meinte oder nicht, aber er versprach, mich in die Bedienungsmannschaft zu versetzen.

---

[18] In vielen Partisanenabteilungen wurde eine recht harte Disziplin gehalten und das geringste Vergehen wurde bestraft. Einige Abteilungsführer aber, die über eine uneingeschränkte Macht verfügten, nutzten sie oft für ihre privaten Zwecke aus. Die Partisanen-Gerichte ließen es nicht zu, dass ein Kommandeur eigenmächtig über menschliche Schicksale richtete, da es Fälle gab, wo Rache genommen wurde.

13.9.43

Absolut keine Lust zum Schreiben. Alles ist gleichgültig geworden. Jeder Mensch ist bis zum Rand mit sich selbst vollgefüllt und ich bin überflüssig. Einmal war bei uns die Rede davon, den Partisanen werde Ruhe vergönnt, wenn die Unsrigen kommen. Ich habe die Meinung geäußert, ich würde mich nicht ausruhen, sondern den Feind weiter schlagen gehen. Darauf fing man an mich auszulachen: Bist du etwa ein Soldat? Wer bin ich denn? Eine friedliche Bewohnerin? Ein Faschist? Ein Partisan? Nein! Ich bin bloß ein Missverständnis.

Seite an Seite mit mir arbeiten noch weitere Frauen. Sie sind nicht überflüssig. Die eine hat hier einen Sohn, die andere ihren Mann oder noch jemanden. Ich dagegen bin allein. Mutter hatte mich früher derart bemuttert, dass ich ihr gegenüber grob geworden bin. Jetzt meint sie, ich bräuchte ihre Fürsorge nicht, sie würde mich nur reizen.

Gestern, so gegen Abend, höre ich: Wolodja P. ruft mich und schreit, er habe mir einen Gruß von Mutter mitgebracht. Ich ging hin. Erstens, um mal einen Tango zu tanzen. Und dann kommt heraus, dass es gar keinen Gruß gibt. Er wollte einfach westliche Tänze tanzen, aber keiner konnte das, deshalb hatte er mich gerufen. Es ist so traurig, dass es mich fast zum Kotzen bringt. Kein mitfühlender Mensch an meiner Seite! Allein mit dem Politstellvertreter kann man vernünftig reden, aber er ist ja ein Mann. Sina ist gut zu mir, aber in ihrem Verhalten zu mir ist keine Wärme. Sie wirft sich einfach, wie man es ausdrückt, dem (Z.) an den Hals ... Deshalb vielleicht ist in ihren Zärtlichkeiten mir gegenüber Kälte erkennbar.

Ich habe das Geschriebene von heute nachgelesen – lauter Dummheiten. Es gibt nichts zu schreiben – alles ist öde. Wenn ich es mir weiter überlege, so kommt etwas noch Schlimmeres heraus. Ich bemühe mich, nur die besseren Seiten des Lebens zu sehen, aber vergebens. Das veranlasst bloß meinen Kopf, den Verstand zu verlieren. Natürlich werde ich mich nicht in eine Verrückte verwandeln, das ist bloß eine üble Laune. Tja, ich weiß nicht, wie ich mit meinem Charakter weiter leben kann. Und am meisten bin ich darüber verwundert, wie ich bisher gelebt habe. Gut, ich muss aufhören zu schreiben, sonst werde ich immer mehr Dummheiten schreiben.

14.9.43

Ein wunderbares Wetter. Die Sonne wärmt, ein leichter Wind weht wie ausgelassen. Es gibt noch keine Mücken. Ich liege auf dem Gras und das Leben scheint mir heute wunderschön. Mein Leben ist also zur Hälfte auf das Wetter angewiesen.

Im allgemeinen merke ich, dass ich mit dem Alter immer dümmer werde. Ich kann mich noch erinnern, dass ich vernünftiger und ohne Fehler geschrieben habe, als ich jünger war und jetzt treibe ich nur dummes Zeug – mir ist danach, tausend Dummheiten zu schreiben.

Soeben diktierte ich Marusja, unserer Krankenschwester, das Lied „Igel". Dieses Lied hatte ich von Shenja Baranowa gelernt, „meinem wunderbaren rothaarigen Kätzchen". Wo mag sie jetzt sein, in Minsk etwa? Vielleicht werden wir uns irgendwann wieder sehen. Ich vermisse mein teures „Kätzchen".

Schade, dass es für mich nur Erinnerung gibt und keine Gegenwart. Ich bin ja ein junges Mädchen. Bin ich etwa zu Kriegstätigkeiten fähig? Die Rote Armee hat an den Fronten mit jedem Tag immer größere Erfolge. Ich glaube, mein Herz wird zerreißen, wenn ich einen Rotarmisten mal sehen werde.

Ich habe mich in die Schreiberei versenkt, und die Stute hat inzwischen fast alle Kartoffeln aufgefressen.

Der Politstellvertreter kam und wollte sich mein Tagebuch anschauen. Ich las ihm den heutigen Tag vor. Er sagt: „Du unterschätzt dich, du minderst dich herab. Du bist genauso kampffähig wie ich und alle anderen." Na und? Vielleicht hat er vor, mir eine Gelegenheit zu bieten, meine Kampffähigkeit zu zeigen, d.h. er versetzt mich vielleicht in die Bedienungsmannschaft.

15.9.43

Gestern Abend, kaum waren wir im Bett, kam der Gruppenführer des zweiten Zugs T. < > aus dem Lager und teilte mit, die Unsrigen hätten Brjansk eingenommen. Alle waren so froh, dass keiner mehr an Schlaf dachte. Oh, jetzt wird der widerliche Polizist Otto, bei dem ich gearbeitet hatte, nicht mehr nach Brjansk fahren, wo er einst seinen Hund besucht hatte.

Kaum hatten wir uns beruhigt, da kam der Starschina und sagte wie ein Blitz aus heiterem Himmel: „Wanja Nasarow ist tot." Vor einigen Tagen war er an der Spitze der Sprenggruppe zur Eisenbahn[19] gegangen. Gestern, als er alles zum Sprengen vorbereitet hatte und zurück eilte, blieb er aus Versehen an der Schnur hängen und flog zusammen mit dem Sprengkörper in die Luft. Die Jungs konnten nicht einmal die Überreste von ihm einsammeln.

Es will uns einfach nicht in den Kopf hinein – wie? Wanja wird nicht mehr kommen, keine Scherzlieder singen, uns nicht mehr aufheitern? So ein netter Junge – klug, lustig, gerecht. Erst vor kurzem hatte er mir über sein Leben erzählt, dass er ausgezeichnet worden sei und auf einen weiteren Orden aus Moskau warte. Wird ihn nie bekommen, der Ärmste. Die Wirtin, bei der wir schliefen, erzählte, er habe ihr vor kurzem seinen Schlaftraum erzählt. Er träumte, dass seine Mutter kam und sagte: „Jetzt geht es dir gut, mein Sohn, aber vor dem Kriegsende wirst du sterben." Er pflegte zu sagen: „Kann es denn wahr sein, dass ich getötet werde?" Aber er tanzte und sang aus Leibeskräften. Nie werden wir unseren Freund vergessen.

---

[19] „Eisenbahn" – die Eisenbahnlinie, auf die die Partisanen dauernd Anschläge ausübten.

Gestern hatten die Unsrigen einen Hinterhalt der Polizisten umzingelt. Einen haben sie getötet, zehn liefen davon. Zu uns kommen immer neue Jungs, sie haben es sich überlegt. Sie wollen auch der Heimat helfen[20].

Andrej Tsch. < > kam und erklärte, es seien nur Gerüchte, dass die Unsrigen den Hinterhalt umzingelt hätten. Sie wollten sich einfach für Nasarow rächen und es gelang ihnen, einen „Bobik" zu töten.

Der Zugführer hat mir heute vielleicht eine halbe Stunde lang eine Gardinenpredigt gehalten darüber, wie man in der Armee die Kommandeure anreden soll. So ein komischer Kauz, er denkt, ich respektiere ihn, weil er ein Kommandeur ist.

23.9.43

Es ist nicht mehr nachzuzählen, wie viele Tage ich nicht geschrieben habe. In diesen Tagen hatte ich eine echte Feuertaufe erlebt. Aber alles der Reihe nach.

Zusammen mit Wanja Nasarow ging Watik, der Sohn von Wanda Kasimirowna, zum Sprengen. Es wurde mitgeteilt, Nasarow sei tot und die anderen kamen ohne Watik zurück. Zwei Tage nachdem ich das letzte Mal schrieb, wurden wir mitten in der Nacht geweckt, um das Frühstück zu machen. In derselben Nacht kam Mischa, der älteste Sohn von Kasimirowna, und sagte, Watik lebe nicht mehr. Er sei sehr schwer verwundet worden und die Madjaren[21] hätten ihn mitgenommen und beerdigt, als er gestorben war.

Bei Tageseinbruch machten wir uns auf den Weg: wir wurden zurück ins Lager bestellt. Wieder mussten wir „den Sumpf überwinden", wie die Jungs sagen. Am Sumpf angelangt zogen alle die Stiefel aus und krempelten die Hosenbeine hoch und ein Gruppenführer tanzte eine Runde „Jablotschko" in Unterhosen. Wir gingen durch den Sumpf bei nicht verstummenden Klängen der Harmonika. So macht sie das Leben erträglicher.

Im Lager angekommen kochten wir ein Mittagessen, dann ein Abendessen und machten uns wieder auf den Weg. Alle Kompanien gingen auf fast trockenem Boden. Beim Übergang durch mehrere Furten zog ich die Schuhe aus. Meine Eiterbeule wurde immer entzündeter. Wir gingen lange – die ganze Nacht hindurch. Wir gingen weit – über feste grasbewachsene Moorstellen (Bülten), Wurzeln, Baumstümpfe, Sumpfboden, immer bei Dunkelheit. Als wir in einem Dorf Halt machten, waren meine Füße wund gelaufen. Alle blieben zum Ausruhen da, aber ich, Sina und Shenja fuhren mit der Küche weiter. Wir sind nicht lange gefahren, aber die Nacht war kalt und ich hatte keinen Mantel an, so dass ich ganz erfroren war und vor Kälte mit den Zähnen klapperte.

---

[20] Es geht um aus den örtlichen Bewohnern angeworbene Polizisten, die 1943-44 zu den Partisanen übergingen.

[21] „Madjaren" waren Soldaten der deutschen Armee aus Ungarn, einem Verbündeten Deutschlands im Krieg.

Dann kamen wir am Lagerfeuer an, das von den Aufklärern gemacht worden war. Ich erwärmte mich ein wenig. Dort war auch W. Sh. Mir gegenüber schlug er einen spöttischen Ton an. Aber ich achte nicht darauf. Das macht er einfach aus Notwehr, nachdem ich ihm seine Begleitung nach einem Tanzabend verweigerte.

Im Wald angekommen befestigten wir den Kessel und begannen, das Frühstück zu kochen. Es war Tag geworden. Die Kompanien waren angekommen. In diesem Wald trafen wir uns mit einer anderen Abteilung und gingen zusammen weiter. Wir liefen wieder lange und weit. Wateten durch einen Fluss hindurch. In einem Wald machten wir wieder Halt. Der politische Führer sagte, ich, Sina und Shenja sollten zusammen mit den Partisanen zur Bahnlinie gehen. Vom Mittag bis zum Abendessen ruhten wir uns aus. Vor dem Abendessen trat die Kompanie an, ich und Sina wurden dem zweiten Zug zugewiesen. Man gab uns einen Toluol-Sprengkörper *(Toluol ist ein Sprengstoff)*, eine Sprengkapsel, eine Klammer und Streichhölzer und führte vor, wie man das Gleis sprengen muss.
Man teilte uns den Jungs zu, d.h. ich war Nummer zwei und der Junge Nummer eins. Wir sollten uns immer zusammen halten, er solle zum zweiten Gleis kriechen, während ich das erste sprengen solle. Wir aßen zu Abend und gingen los. Die Küchen blieben zurück.

Ich und noch zwei Frauen liefen in den Reihen der Partisanen. So liefen wir lange und als der Mond aufging, waren wir am Ziel angelangt. Vierhundert Meter von der Eisenbahn entfernt schwärmten wir auseinander und liefen aus einem kleinen Wald über ein Kartoffelfeld. Ich lief mit allen Kräften, um nicht hinter meinem Partner zurück zu bleiben. Nach ungefähr fünfzig Metern wurden wir entdeckt, indem man uns mit Leuchtraketen und einem Scheinwerfer anleuchtete, und Kugeln hagelten auf uns herab. Von allen Seiten ratterten Maschinengewehre, ein Granatwerfer schoss Feuerstrahlen hervor. Wir legten uns hin, die Reihen kamen etwas durcheinander. Aber der Ruf „Hurra, vorwärts Genossen!“ trieb die Ketten von Kämpfern weiter.

In diesen Minuten hatte ich keine Angst vor Kugeln, ich rollte mich nur möglichst weiter weg von den Raketen zur Seite. In diesem Todeswirbel verlor ich meine Nummer eins und hielt mich an meinen Gruppenführer, weil er sehr groß und auffällig ist. Ungeachtet des Kugelregens näherten wir uns unentwegt dem Eisenbahndamm. Als das Kreuzfeuer so stark wurde, dass es unsere Aufgabe zu durchkreuzen schien, erreichten wir den Bahndamm. Als erster auf unserem Abschnitt kletterte der Politstellvertreter zum Gleis hinauf, ihm folgte der Gruppenführer, als dritte klomm ich hinauf.

Der Eisenbahndamm war hoch, das Gras glitschig, immer wieder stürzte ich hinunter. Endlich war ich oben. Ich bückte mich über die Schiene und versuchte, die Klammer auf die Schiene aufzuschieben. Das ging nicht. Dann warf ich sie fort, legte alles auf die Bahn und begann, mit den Händen den Sand unter der Schiene hervor auszubuddeln. Nahm alles heraus, legte den Sprengkörper hinein, steckte die Kapsel rein und legte die Streichhölzer bereit. Warte auf ein Signal zum Anzünden. Die Kugeln sausen nur so über dem Kopf und knattern am Gleis entlang, die Verfluchten. Links ist der Gruppenführer, rechts schreit der Politstellvertreter mir zu: „Zünd an!“ Ich zündete das erste Streichholz an

und führte es zur Zündschnur – es brannte nicht. Ich zündete ein zweites Streichholz an – es glühte nur schwach. Der Politstellvertreter befahl den Rückzug, aber ich dachte: „Geh ich etwa weg, ohne gesprengt zu haben?" Alle waren schon den Eisenbahndamm runtergerollt. Ich zündete das dritte Streichholz an – die Zündschnur fing Feuer.

Dann purzelte ich den Bahndamm runter und rannte los, der Donner der explodierten Sprengkörper hinter mir übertönte das Gedonner der Geschosse. Alle laufen vor mir. Ich laufe mit aller Kraft, bis ich umfalle. Ich springe auf, laufe und falle wieder. Ich laufe und falle. Ich höre den Gruppenführer schreien: „Ljalja ist verwundet. Lauf schnell!" Aber ich bin nur außer Atem. Ich laufe und falle. Stehe auf und setze Schritt vor Schritt. Die Kugeln schwirren wie zudringliche Fliegen. Ich schleppe mich nur mühsam voran. Plötzlich kommt der Zugführer gelaufen. Fasste mich an der Hand und zog mich vorwärts. Ich schrie: „Lassen Sie mich los, laufen Sie vorwärts, ich werde irgendwie alleine hinterher traben!" „Nein, ich verlasse dich nicht, wir kommen schon langsam an." Und führte mich zum Waldrand.

Wir gingen weiter, auf der Straße sind immer mehr Partisanen. Ich war schon wieder zu Atem gekommen und fühlte, wie das Hemd am Körper klebte. Wir kamen in einem Dorf an und tranken uns satt mit Wasser. „Na, hast du dich erholt? Vielleicht hast du Hunger? Hier, nimm, ich habe trockenes Brot in der Tasche," bekam ich die väterliche Stimme des Zugführers zu hören und er ist erst zweiundzwanzig! Ich hätte nie erwartet, dass er mir im Kampf so helfen würde. Bisher hatte ich ihn spöttisch angesehen, ich weiß selber nicht warum. Jetzt schaue ich ihn mit Bewunderung und Dankbarkeit an. Danke für alles. Dafür, dass er mir half, aus dem Feld herauszufinden und für die warmen Worte, als es so kalt wurde.

20.9.43
2.10.43

Wieder lange nichts geschrieben. Immer keine Zeit oder keine Lust zum Schreiben. In dieser Zeit hat sich wieder alles geändert.

Als ich von der Eisenbahnlinie zurückkehrte, musste ich drei Tage liegen, da ich mir die Füße wund gerieben hatte. Nach drei Tagen ging ich in die Küche arbeiten. Dort arbeitete schon ein neues Mädchen, Rita, die man aus dem Wirtschaftszug in unsere Kompanie versetzt hatte. Einen Tag später kam am Morgen der Starschina der 1. Kompanie und brachte aus dem Stab den Befehl von meiner und Ritas Versetzung in die 1. Kompanie. Wir hatten gar keine Lust zu gehen, wir waren ja schon an die 3. Kompanie gewöhnt. Sina und Wanda müssen sehr zufrieden sein. Wir nahmen die Arbeit in der Küche der 1. Kompanie auf. Hier arbeiteten nur Walja und Klawa und als Koch Lenja L.

Der Kompaniechef der 1. Kompanie ist mit unserer Versetzung sehr unzufrieden. Ich weiß nicht warum. Wahrscheinlich glaubt er, dass wir nicht arbeiten können.

Einen Tag arbeiteten wir im Lager, am nächsten Tag gingen wir in ein Dorf. Hier sind wir bis jetzt. Ich ging mit dem Starschina zusammen hierher. Er versuchte mit mir darüber zu reden (vielleicht zum Spaß), dass ich ihn heiraten solle. Das ist zum Lachen. Es geht nicht in den Kopf rein. Ekelhaft.

Wir sind in dem Dorf angekommen, in dem wir früher mit der 3. Kompanie lagen. Hier kochen wir auch jetzt. Wir schlafen im selben Haus wie damals. Übrigens hatte in diesem Haus die Gruppe von Kolja Sh. übernachtet, die mit einem Granatwerfer Dampflokomotiven außer Funktion setzte. Jetzt kommen sie nicht mehr hierher, der Platz reicht nicht für alle.

Rita und ich vertragen uns sehr gut. Überall gehen wir zu zweit hin. Jeden Tag weckt uns der Diensthabende um halb fünf und wir arbeiten bis es dunkel wird. Tagebuch zu schreiben habe ich also keine Zeit, obwohl es interessant sein könnte. Meine Freundin ist sehr romantisch und hat sich schon in Wasjok *(von „Wasilij")* verliebt. Sie wartet mit Ungeduld auf seine Rückkehr vom Horchposten. Freut sich über jede Aufmerksamkeit von seiner Seite.

Sie sind immer schüchtern wie Kinder. Und wegen mir wurde Stjopa S. < > Leid zugefügt, ganz ohne meinen Willen. Er verbrachte seine ganze freie Zeit in der Küche. Als man zu tuscheln anfing, er habe sich in mich verliebt, bestätigte er das. So wurde er zum zweifachen Doppelstrafdienst außer der Reihe abkommandiert. Der Junge tut mir leid. Früher hatte er mir immer über seine erste Liebe erzählt und jetzt ist er verärgert und bemüht sich, möglichst wenig in der Küche zu verweilen. Warum ist er mir böse? Woran bin ich schuld? Gestern hatte der Zugführergehilfe die Diensthabenden bestimmt und aus Spaß so kombiniert, dass diejenigen Dienst haben sollten, die an jenem Abend neben mir saßen. Es waren wieder Stjopa, Kolja J., Iwan Tsch. < > und andere. Nun witzelt man: „Wer neben Ljalja sitzen oder stehen bleibt, der kriegt zweifachen Doppelstrafdienst außer der Reihe."

Kolja J. < > ist immer in unserer Nähe. Schläft sich aus und tagsüber, wenn er Zeit hat, ist er immer in unserer Nähe. Er ist jung, deshalb fühlt er sich zu den Jüngeren hingezogen. Jadja war schon hier, wer weiß warum. Sie will doch ihren Liebling wieder sehen. Wir haben auch Mitleid mit ihm, er ist ja klein.

Heute gingen alle zum Brotbeschaffen[22], deshalb kochen wir kein Mittagessen. So haben wir einige Stunden frei.

Unsere Truppen haben schon Smolensk eingenommen und nähern sich Gomel, Mogilew und Witebsk. Allmählich rücken sie in unsere Nähe.

---

[22] „Brotbeschaffung" – Aktionen der Partisanen zum Auffüllen der Lebensmittelvorräte.

Gestern kam Arkadij P. <>, der von einer Dienstreise zurückkehrte, zu uns in die Kompanie. Vor dem Schlaf hatte er uns „Tage verlaufen" gesungen. Das Lied ging uns durch das Herz, so schön singt er. Für Kolja sang er ein Wiegenlied wie eine Mutter. Und dieser lächelte wie ein Mädchen.

4.10.43

Gestern brachten die Jungs aus der 2. Kompanie sieben Kriegsgefangene, die den Deutschen entflohen waren. Ich, Rita und Ira gingen in die 2. Kompanie sie uns angucken. Als wir schon gehen wollten, ließ Mischa W. mich nicht los. Er sagte mir: „Warte, ich nehme das Gewehr, ich muss zum Dienst, gehen wir zusammen." Ich wartete eine Zeitlang auf ihn. Wir gingen und setzten uns für fünf Minuten auf eine Bank. Ich setzte mich für fünf Minuten, saß aber vielleicht über eine Stunde. Er redete auf mich ein, ich solle mit ihm gehen. Zur Antwort bot ich ihm Freundschaft an. Er aber wollte Liebe. „Wie kann man so ein Mädchen wie dich loslassen? Man kann's nicht", sagte er. Ich willigte aber nur in eine Freundschaft ein. So war es ihm nicht gelungen, mich zu überreden. Lange redeten wir über das Leben, über die Zukunft. So ging ich, nachdem ich eingewilligt hatte, nur ein Kamerad, ein Freund zu sein. „Sieh zu, Ljalja, dass du nicht so wie alle diese Frauen bist, treib es nicht mit den Jungs." So ein komischer Kerl, ist jünger als ich und belehrt mich noch.

Rita war in der Zwischenzeit sehr nervös und aufgeregt, weil der Horchposten[23], dem Wasjok angehörte, nicht kam, ich ließ auch lange auf mich warten. Als ich kam, hagelte es Vorwürfe gegen mich, ich würde kein Mitleid mit ihnen haben und ließe sie oft allein. Meine Liebe, ich verstehe ja alles, aber wie kann ich helfen?

Gestern Abend wurde unsere Kompanie vom politischen Führer und Stjopa S. besucht. Singen wollte Stjopa aber nicht, hatte vielleicht keine Lust. Ich warf mich die ganze Nacht hin und her und konnte nicht schlafen und nun muss ich gähnen. Wie gern würde ich mich jetzt ausschlafen! Ich muss aber gehen und das Mittagessen für die Jungs kochen.

12.10.43

Acht Tage lang habe ich nichts geschrieben. Immer keine Zeit. Jetzt bin ich im Lager[24]. Die Mutter ist zu den Verwundeten ins Dorf gefahren. Rita fuhr den Jungs ihr Mittagessen ausgeben, sie bauen ein Winterlager. Ihr Wasjok fuhr nach Sapadnaja zum Sprengen.

Die Arbeit fällt uns noch schwerer. Ich und Rita stehen morgens zusammen auf, um den Dienst anzutreten, und es kommt so, dass wir eine Nacht bis zum Wecken schlafen und in zwei weiteren Nächten um drei Uhr aufstehen. Ich bin immer müde, heute war es das erste Mal, dass ich bei Tageslicht im Zelt

[23] „Horchposten" – eine spezielle Stellung zu Beobachtungszwecken.
[24] „Lager" – Standort der Leitungsorgane der Partisanen im Partisanengebiet.

war, in dem wir schlafen, und das nur deshalb, weil Klawa in der Küche zu arbeiten begann und Nina R. von der Dienstreise zurückkehrte. Beim Schlafen friere ich sehr und dann muss ich aufstehen und mich der Kartoffeln im kalten Wasser annehmen. Fast bis zum Mittag zittere ich, bis die Sonne mich wärmt. Mutter sehe ich sehr selten, der Chef der Sanitätsstelle ist fortgefahren und sie ist dort die einzige Ärztin. Kaum angekommen muss sie sofort wieder fort.

In unserer Kompanie gibt es einen schönen Jungen, Iwan Tsch. Rita und ich beschlossen, ein bisschen mit ihm zu spielen, und taten sehr lieb zu ihm, wir beide. Wir beschlossen, ihn so weit zu bringen, dass er nicht wüsste, für wen er sich entscheiden solle. Wir glauben ihn schon verwirrt zu haben, aber der Junge verlor nicht den Kopf und scheint mir zugeneigt zu sein. Ich schlug vor, mit diesem Spiel aufzuhören, Rita wollte aber weiter machen. Na gut, wollen wir sehen, was weiter kommt.

Vor einigen Tagen war ich beim Appell, wo die Befehle vorgelesen wurden. Viele wurden zur Auszeichnung vorgeschlagen. Mir wurde ein Dank für die Eisenbahn-Aktion ausgesprochen.

17.10.43

Jetzt bin ich noch im Dorf. Vor drei Tagen hatte ich ein Stechen im Ohr und erhöhte Temperatur. Alle drei Tage hatte ich 39,2° abends und etwas weniger tagsüber. Jetzt habe ich eine normale Temperatur, aber es sticht im Ohr und mir ist schwindelig. Deshalb bin ich immer noch im Dorf, obwohl hier keine weiteren Kranken sind außer einem genesenden Soldaten aus unserer Kompanie. Gestern wurden zwei Verwundete von hier zum „Platz“[25] gefahren (hinter die Front, hier würden sie wohl erblindet bleiben).

Hier ist es langweilig, und vor dem Lager bangt es mir, wenn ich nur an die Kälte denke.

Ich würde mehr schreiben, aber mir schwindelt. Ich falle auseinander wie eine alte Mähre.

23.10.43
24.10.43

Wir sind schon ins Winterlager umgezogen. In den Unterständen ist es warm, man hat Eisenöfen aufgestellt, außerdem ist es im Wald noch nicht kalt, den ganzen Tag scheint die Sonne. Die Blätter der Bäume fallen ab, es ist Herbst. Vor drei Tagen wurde ich siebzehn. Diesen Geburtstag beging ich unter besseren Bedingungen als bei meinem sechzehnten und fünfzehnten Geburtstag. Damals hatte ich nicht einmal ein Stück Brot und lebte mit Groll im Herzen. Jetzt bin ich satt und kann mein Herz ausschütten. Aber Vater ist nicht da. In dieser Hinsicht sind die Umstände wie bisher unverändert geblieben. Anders ausgedrückt, ich habe keinen Freund, mit dem man alle schwierigen Fragen des Lebens

[25] „Platz“ – es ist ein Landeplatz im Partisanengebiet gemeint, wo Flugzeuge aus Moskau empfangen wurden.

klären kann. Ich bin immer noch mit Rita befreundet, aber ist sie etwa eine richtige Freundin, wenn wir so verschiedene Charaktere haben?

Die Jungs wollen auch keine Freundschaft mit uns, eine Freundschaft mit einem Mädchen scheint ihnen unmöglich zu sein. Keine Lust zum Schreiben. Gestern fing ich schon an und schrieb das Datum, aber dann hörte ich auf und ging ins Badehaus.

Die Scharow-Leute[26] hatten meiner Mutter eine „ewige Füllfeder" *(einen Füller statt Füllfeder)* geschenkt, und sie schenkte sie mir zum siebzehnten Geburtstag. Deshalb setzte ich mich heute hin um zu schreiben.

Jetzt fällt mir die Arbeit nicht schwer, ich habe einmal in vier Tagen Dienst. Allerdings habe ich es am Dienst-Tag schwer, dafür brauche ich in den weiteren drei Tagen nur Kartoffeln zu schälen. Die letzten drei Nächte habe ich nicht mehr bei der Mutter in der Sanitätsstelle sondern in der Kompanie, im Unterstand des zweiten Zuges, geschlafen. Abends geht es sehr lustig zu, die Jungs spielen Karten, singen, reden so lange, dass man nicht zu Bett gehen kann, bevor man sie fortgeschickt hat. Wir haben nur wenige Jungs da, fast alle sind zum Sprengen gegangen.

Die Verwundeten, die man hinter die Front bringen wollte, sind zurückgekehrt: sie haben den Übergang über die Chaussee nicht geschafft. Schade, vielleicht werden sie blind bleiben.

25.10.43

Mit Rita habe ich meine liebe Not. Sie ist ein Jahr älter, ist aber wie ein Kind. Nachts, wenn ich so müde bin, fängt sie plötzlich an, Überlegungen anzustellen oder rumzualbern. Einmal fand sie mitten in der Nacht einen Schafpelzärmel und weckte mich. „Pfui Teufel!" entfuhr es mir. Am Tage erzählte sie mir, sie habe es mir übel genommen, dass ich das sagte, und schloss daraus, ich liebte sie nicht. Jetzt hat sie eine Tragödie mit einem kleinen Zigeuner. Er setzt ihr mit seiner Liebe sehr zu und heute haben sie sich so verzankt, dass es fast zu einer Rauferei kam. Sie weint schon darüber. Wie kann ich ihr aber mein Mitleid ausdrücken, wenn ich es nur komisch finde? Das erfüllt ihr Herz mit noch mehr Kummer. Aber ich habe eben solch einen abscheulichen Charakter – ich kann nicht heucheln, obwohl ich sie eigentlich beruhigen sollte.

Unser Ljonja ist ins Dorf gegangen, als Oberkoch blieb Klawa zurück. Vorläufig klappt die Arbeit ganz gut. Morgen habe ich Dienst, da werde ich schon schwitzen. Jetzt aber habe ich keine Zeit, muss arbeiten gehen.

---

[26] „Scharow-Leute" – Partisanen aus der Partisanenabteilung mit dem Kommandeur Scharow an der Spitze (Scharow-Partisanenabteilung).

Die letzten Einträge stehen in anderen Handschriften:

„Ljalja! Sie sind schon 17 Jahre alt, folglich sind Sie ein fast reifes und gleichberechtigtes Mitglied unserer Partisanenfamilie, ein gleichberechtigtes Mitglied unserer Heimat. Das ist ein Schlüssel zu Ihrem Leben und folglich zu Ihrer Tätigkeit.

In der Partisanenabteilung ist es erlaubt, ein Tagebuch zu führen, aber die Notizen sind so zu führen, dass wenn es zufällig in die Hände des Feindes gelangt, der Feind nichts daraus schließen und nichts über die Abteilung erfahren sollte. In einem Tagebuch dürfen keine Ortsnamen erwähnt werden (die meisten von Ihnen tun das nicht), ich verbiete strengstens, die Namen von Partisanen und Kommandeuren zu schreiben und noch mehr, an Kommandeuren Kritik zu üben, und sei es nur im Tagebuch.

Alles, was in Ihrem Tagebuch unterstrichen ist, ist offensichtlich falsch oder unüberlegt oder zu „scharfsinnig" geschrieben. Denken Sie über das Unterstrichene nach und korrigieren Sie das, wenn nötig.

Sie sind so eine junge und blühende Partisanin und hatten schon so viele Enttäuschungen im Leben! Ist die Arbeit in der Küche der Partisanenabteilung etwa keine Ehrenaufgabe, zum Nutzen der Partisanen, die kämpfen? Dem zufolge sind auch Sie an diesem Krieg beteiligt.

In der Partisanenabteilung gibt es keine geächtete Arbeit, jede zu erfüllende Arbeit ist ehrenhaft. Zur Bestätigung führe ich ein Beispiel aus unserer Abteilung an. Galja Burowzewa ist zur Regierungsauszeichnung – der Medaille „Für Kampfverdienste" - vorgeschlagen worden. Wofür? Für eine selbstaufopfernde Arbeit in der Küche. Im Winter, als es in der Abteilung viele erfrierungsgeschädigte und verwundete Partisanen gab und einige Frauen nicht in der Küche arbeiten wollten, hatte Galja hart und unermüdlich gearbeitet, keine Mühe gescheut, für die Abteilung, für die Heimat. Man könnte viele andere ähnliche Beispiele anführen, aber ich glaube, dieses eine wird Ihnen reichen. Deshalb werfen Sie jedwedes Intelligenzler-Jammern zur Seite und nehmen Sie sich zusammen, um sich abzuhärten und einen Partisanenwillen zu entfalten, mit dem Sie zu jeder Arbeit, zu jeder Kampfaufgabe fähig sein werden. Sie haben alle Veranlagungen dafür."
26.10.43 Stabschef Rewenko[27]

***

Auf dem Tagebuch steht auch geschrieben: „Das Tagebuch ist geprüft. Es ist gut geschrieben. NKWD-Bevollmächtigter, 24.2.44". *Es ist uns nicht gelungen, den Autor dieses Vermerks festzustellen.*

[27] Der Stabschef, der seine Bemerkungen ins Tagebuch der Ljalja eintrug, war Rewenko Pjotr Wasiljewitsch. Diesen Posten hatte er vom September 1942 bis Dezember 1943 inne. Später wurde er Abteilungskommissar.

Tamara Shilinskaja mit Sohn Anatolij Anfang der 50er Jahre in Minsk.





Ljalja Bruk Ende der 30er Jahre.



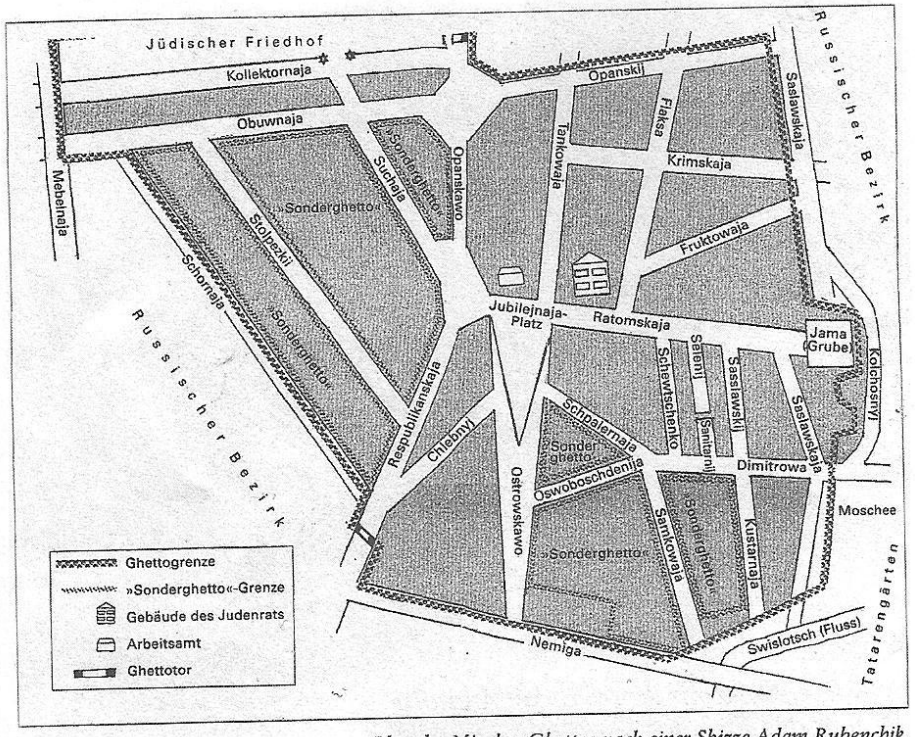
Berta Moisejewna mit ihrem Enkel Anatolij und dessen Vater Wladimir Shilinski Ende der 40er Jahre in Minsk.

***

*Im **folgenden Tagebuch von Berta Moisejewna Bruk** sind bis auf einige Ausnahmen keine Daten angegeben. Aber der Textinhalt und die Handschrift machen klar, dass es an den für die Mutter grausamsten und tragischsten Tagen begonnen wurde – nach dem Tod ihrer Tochter, der so sinnlos zu sein schien, da er am 21. Juli 1944 im befreiten Minsk einen Tag nach dem Einmarsch der Suworow-Partisanen-Abteilung in die Stadt passierte. Die einzige Bombe von einem faschistischen Flugzeug, das auf unerklärliche Weise zur Stadt durchgedrungen war, fiel auf das Haus, in dem Ljalja übernachtete, da gerade in diesem Haus das so lang ersehnte Treffen mit der lieben älteren Schwester Tamara stattfinden sollte. Die Schwestern hatten sich seit Juni 1941 nicht wiedergesehen.*

Einige Jahre später, in den Jahren 1947–48, kommt Berta Moisejewna auf das Tagebuch zurück und führt ihre Notizen über Ljalja in Bobruisk und Libawa weiter, wohin sie als Ärztin delegiert wurde. Aber die Art, wie die Erlebnisse dargelegt werden, lässt diese große Zeitspanne gar nicht spüren. Es wird klar, dass die schreckliche Wunde – der Tod der Tochter – all die Jahre mit alter Kraft blutete.

Wahrscheinlich war das Tagebuch für die Mutter die einzige Möglichkeit der Kommunikation mit ihrer Tochter, ohne dass sie andere Leute mit ihrem Kummer belastete, unter denen es in jenen Jahren niemanden gab, der in diesem grauenvollen Krieg keine Verwandten und Bekannten verloren hatte.



Plan des Minsker Ghettos nach einer Skizze Adam Rubenchik, erschienen in: Prawda o Minskoi Getto [Die Wahrheit über das Minsker Ghetto], Tel Aviv 1999

TAGEBUCH
VON BERTA MOISEJEWNA BRUK

Schreck und Wahnsinn! Meine Ljalinka *(Kosename von Ljalja)*[28] lebt nicht mehr! Die ganze Nacht, während einer Bombardierung der Stadt, hatte ich unter freiem Himmel neben meiner noch nicht kalt gewordenen 18jährigen schönen Tochter gesessen, die bei einem Bombenangriff umkam, neben meiner einzigen lieben Freundin, mit der ich im Laufe von drei Kriegsjahren diesen so schrecklich schweren Weg Seite an Seite zurückgelegt hatte!

Wie viel Kummer und Schrecknisse ich und Ljalinka zusammen erlebten, welche Erniedrigungen, wie viele Beleidigungen, wie fürchterlich wir hungerten, als wir nur Kartoffelschalen aßen und doch jene Tage als glücklich empfanden und uns arbeitsfähiger fühlten als damals, als wir im Getto nur Melde und einmal am Tag dünnes Gebräu gegessen hatten.

Die erste Periode – wir im Getto. Die zweite war die Flucht aus dem Getto und ein fürchterliches Leben in der Stadt unter vertierten Menschen, die auf jedem Schritt mit dem Finger auf einen zeigen und sagen: „Da kommen die Jüdinnen." Keine Zuflucht, weder unter einem Strauch noch in den Ruinen. Man hatte uns sogar aus Scheunen und kalten Korridoren hinausgestoßen. Die dritte Periode war die Vorbereitung auf den Weggang zu den Partisanen. Die fünfte – das Leben bei den Partisanen. Die sechste – das Treffen mit unserer Roten Armee[29].

Glück glänzte auf, doch nach fünf Tagen brach ganz am Anfang das junge schöne glückliche Leben meines lieben schönen Töchterchens plötzlich ab. Sie war so klug, sie kannte und verstand das Leben so gut, dass es mir manchmal weh tat, wenn ich mir ihre klugen ernsthaften Ratschläge anhörte: Warum redet meine Ljalinka mit ihren 18 Jahren so, als wäre sie ein sehr lange lebender Mensch?

---

[28] Erläuterungen der Übersetzerin werden im Text in Klammern und kursiv gesetzt.

[29] Die Lebensabschnitte, die von der Autorin erwähnt werden, umfassen die Zeit von Juni 1941 bis Juli 1944. Diese Situation war in vielerlei Hinsicht typisch für die weißrussischen Juden in den von den Faschisten besetzten Gebieten, denen es nur durch ein Wunder gelang, mit dem Leben aus dem Getto davonzukommen.

15.7.1944. Unsere 2. Minsker Partisanenbrigade ist nach Minsk gekommen[30]. Am 16. feierten wir unser gemeinsames Brigadenfest. Auf dem Platz wurden mir und Ljalinka eine persönliche Freude beschieden: Die Stabsleitung der Partisanenbewegung teilte mit, dass meine Tochter Tamara[31], Ljalinkas einzige geliebte Schwester, am Leben sei und zu uns komme. Während ich meine Kranken ablieferte, die aus der Sanitätsstelle des Unterstands im Wald heraus in ein Krankenhaus gebracht wurden, fuhr Ljalinka, die sich eher frei machte, nach Minsk, um mit der Suche nach ihrem lieben Schwesterchen zu beginnen. Die Glückliche, sie erwartete ihre liebe Tamara Tag für Tag.

22.7. Uns wurde mitgeteilt, Tamara werde kommen und Ljalinka, die Arme, wohnte zum ersten Mal in diesem unglückseligen Haus zur Übernachtung, weil uns gesagt worden war, man habe Tamara diese Adresse gegeben, damit sie uns finden könne.

Am Morgen nun sah ich, als ich zu meinem Töchterchen ging, um zusammen mit ihr unsere Tamara zu treffen, dass das Haus zerstört war[32]. Am frühen Morgen wurden lebende Menschen und zwei Tote ausgegraben, und als ich „Wo ist meine Ljalinka?“ rief, schickte mich einer (um seine verletzte Bekannte zu schonen, die neben mir lag) ins Krankenhaus und sagte, Ljalja sei aus dem Fenster gesprungen und ins Krankenhaus gebracht worden.
Vom Wahnsinn getrieben lief ich, meine Tochter zu suchen. Nachdem ich weder sie noch Leute gefunden hatte, um sie ausgraben zu lassen, eilte ich in meine Abteilung am anderen Ende der Stadt, um Partisanen zu holen. Während wir zurückliefen und sie dann hervorholten, war mein Töchterchen schon tot, von heruntergestürzten Brettern erstickt. Frühmorgens sollen Schreie zu hören gewesen sein, aber sie war hier fremd und keiner dachte an sie.

Das Leben hat mich abgehärtet. Ich habe mir Geduld angelernt, wie soll ich aber diesen Verlust verschmerzen? Wie soll ich mich abfinden, wie soll ich weiter leben? Nachdem ich von den Leuten enttäuscht wurde und über die nationale Frage nachgedacht hatte, habe ich für vieles keine Rechtfertigung gefunden. Nachdem ich im Getto meinen Mann und Verwandte – die Mutter, die Schwester und den Neffen[33] - verloren hatte, nachdem ich mit Ljalinka einen so schweren Weg zurückgelegt hatte, kam die Hoffnung auf, dass ich bald die Möglichkeit bekäme, meine Ljalinka lernen zu lassen, sie zu kleidden und zu ernähren. Dass meine Ljalinka im Winter nicht mehr mit nackten Beinen gehen muss, dass

---

[30] Die 2. Minsker Partisanenbrigade wurde 1942 aus vereinzelten Partisanenabteilungen gebildet. Die Brigade war in den Rayons Puchowitschi, Minsk, Rudnja und Staryje Dorogi tätig. Am 29. Juni 1944 schlossen sich ihre 4 Abteilungen mit den Einheiten der Roten Armee zusammen. Die Brigade zählte 1234 Partisanen, darunter, nach Angabe der Listen, 105 Juden.

[31] Tamara Shilinskaja, die ältere Schwester von Ljalja Bruk. Im Juni 1941 hatte sie eine Familie: den Ehemann Wladimir und den Sohn Tolja, Jhrg. 1938.

[32] Am 21. Juli 1944 wurde von einem deutschen Flugzeug, das bis zur Stadt durchkam, eine einzige Bombe auf Minsk geworfen, die das Haus traf, in dem sich in jenem Moment Ljalja befand.

[33] Im Minsker Getto kamen die Mutter von Berta Moisejewna, ihre leibliche Schwester Anna, verehelichte Jablina, und Marik geb. 1937, der Sohn einer anderen Schwester, Schifra, verehelichte Sarnowa, ums Leben.

sie in einem Bett mit sauberer Bettwäsche und vielleicht sogar auf einem Kissen schlafen kann. Dass meine Ljalinka nicht wieder in Elendsquartieren in verschiedenen Stadtteilen übernachten muss, sich vor Polizisten und Deutschen versteckend ... Dass sie, nach einem Typhus und vor Hunger schwankend, nicht wieder für ein Stück Brot, das sie nur selten bekam, - öfter waren es ein Paar Pellkartoffeln -, den Fußboden wischen muss. Dass sie nicht wieder bei Mamas ehemaligen Freunden an der Schwelle stehen wird, die sie nicht zum Übernachten reinlassen wollen, damit ihre Ruhe ungestört bleibt, - diese Hoffnung brach ganz plötzlich zusammen.

Meine Ljalinka, ich hatte nicht einmal Zeit, für dich ein Wohneckchen mit einem sauberen Bett einzurichten. Mein liebes, mein teures Töchterchen, ich weiß nicht, woran ich mich klammern soll, woher ich den Willen zum Leben nehme!

Deine Schwester Tamarotschka *(Kosename von „Tamara")* tut mir leid, aber mein eigenes Leben ist nun schwerer als der Tod. Immer muss ich an deine Tragödie denken. Eben an deine, denn ich lebe ja, ich sehe die Sonne und du liegst in einem tiefen Grab unter der Erde, so frisch, schön, gesund, vor Energie und Kraft strotzend. So begabt, so lebenslustig, wie nützlich könntest du für die Gesellschaft sein!

Ich denke daran, wie dein bezauberndes Gesicht, deine Händchen mit bezaubernden musikalischen Fingerchen verwesen. Mir ist, als wärest du von Tieren auf einer unbewohnten Insel zerfetzt worden, und ich, allein und einsam, mühte mich mit dir ab, wusch dich und zog dich an, band deine Händchen mit einer Binde zusammen, die ich in meiner Tasche fand, und band sie dann wieder los. Ich glaubte dir weh getan zu haben und deine Händchen rutschten hilflos herunter und ich legte sie immer wieder zurecht.

Irgendwelche Kinder brachten mir Blumen und ich fing an, dich wie eine Braut zu schmücken. Einen Tag und eine Nacht saß ich neben dir, erst dann entschloss ich mich dich zu verlassen, um dich zu beerdigen. Ich wusste nicht wohin und zu wem ich gehen sollte, ob nach rechts oder nach links, und nach einigen Schritten kam ich zurück in der Angst, du, mein liebes Töchterchen, würdest mich vermissen.

Aber die Welt ist nicht ohne gute Leute. In der Abteilung traf ich zwei Schützen, die ich nach ihrer Verwundung kuriert hatte, sie halfen mir, dich für mein ganzes Leben von mir loszureißen. Ich werde deine Stimme nie wieder hören, dein helles Gesicht nie wieder sehen!

Tags zuvor hattest du mich am Morgen gesucht und am Tage trafen wir uns beim Stab der Partisanenbewegung. Du gingst eine Bescheinigung holen und ich war gleich gegenüber beim Volkskommissar für Gesundheitswesen. Wir trafen uns und gingen gerade zu dieser unglückseligen Tolstoi-Straße, als Ponomarjowa uns zum Mittagessen eingeladen hatte. Du gingst bei Soja vorbei, machtest Ordnung in deinem Köfferchen und ich trieb dich noch in dieses unglückselige Haus.
Wir saßen nebeneinander bei ihnen auf dem Sofa und ich konnte mich an dir nicht satt sehen, ich hörte

deinem Gespräch mit meiner Kollegin zu, einer Ärztin, und den Streichen mit Lubotschka *(Kosename von „Luba, Lubow")* und ihrem Hund. Als es zu dunkeln anfing, eilte ich in die Abteilung und Ponomarjowa redete dir zu, bei ihr zu übernachten.

Ich ging allein, ich vermisste dich und wollte zurückkehren und dich mitnehmen, dachte aber, dass am Morgen vielleicht Tamara kommen werde, und beschloss, dich nicht zu rufen. Außerdem hattest du Schmerzen an den Füßen wegen der nicht passenden Schuhe, in denen du so viel in unseren verschiedenen Angelegenheiten gelaufen warst, als du nach unseren Tolinka *(Kosename von „Tolik, Anatolij")* und Jurotschka[34] *(Kosename von „Juri, Jura")* suchtest. Am 21.Juli stand ich frühmorgens auf. In der Nacht wollte ich zu dir stürzen, als die Bombardierung begann, aber die Anwesenden ließen mich nicht los. Gegen Morgen hatte man mich damit beruhigt, dass es die Eisenbahn war, die bombardiert worden sei und ich schlief kurz ein. Am frühen Morgen fand ich in der Straße, in der ich mich befand, ein Mietzimmer und glücklich, dass wir endlich zusammen sein würden, lief ich dich holen. Als ich mich dieser Straße näherte und sah, dass die Straße zerstört war, wurde mir schwarz vor Augen. Ich lief noch schneller.

Man hatte alle herausgeholt, nur dich nicht. Du lagst, qualvoll erstickend, und stießest mit deinen bezaubernden Händchen die Holzwand von dir weg, die auf dich heruntergestürzt war. Und als deine Mutti zu dir kam, wolltest du mich nicht mehr sehen, mein teures heiß geliebtes Töchterchen.
Weshalb, warum hatten die Leute dich nicht zugleich mit den anderen herausgeholt? Dafür, dass deine Haare schwarz waren. Solange sie gefärbt waren, hatte man dich nicht erkannt und dich geliebt. Aber als du nicht mehr heucheln wolltest, weil du es in der Partisanenzeit für überflüssig hieltest, wurdest du in der Stadt dann nicht verschont. Eine Maria Iwanowna wäre sofort ausgegraben worden. Um Ljalja Bruk solle sich ihre Mutter kümmern, wenn sie kommt, und wenn nicht, lasst sie unter den Brettern liegen. Es wird eine weniger sein – nicht so schlimm.

Ein Monat ist seitdem vergangen, dass ich dich, mein Mädchen, beerdigt habe. Was nützt mir mein Leben? Ich könnte für die Gesellschaft nützlich sein, aber nur in deinem Beisein. Du warst mein Anreiz zum Leben, zur Arbeit und sogar zu Heldentaten.

Jetzt habe ich den Boden unter den Füßen verloren. Ich schwanke, von allem trunken ... Was und wer kann mich beruhigen? Je schlimmer für mich, desto besser. Tamara rügt mich wegen der Hausarbeit, sie fängt an, mich zu erziehen und das lenkt mich sogar ab – wenn es nichts zu essen gäbe, wäre es noch besser.

---

[34] Tolja Shilinski ist der Sohn von Tamara, Jurotschka ist der Sohn von Anna. Das Schicksal war Jura gnädig. Sein Vater Nikolai Jablin, ein bulgarischer Kommunist, lebte vor dem Krieg in der UdSSR, wurde Repressalien unterworfen und später als Mitarbeiter eines Geheimdienstes ins Ausland delegiert. Als solcher arbeitete er mit Richard Sorge zusammen. Jura überlebte nur durch ein Wunder – Anna gab ihn als einen Bulgaren aus und Jura wurde in ein Kinderheim außerhalb des Gettos eingewiesen.

Mein Fuß hat angefangen zu eitern und der körperliche Schmerz ist mir angenehm, er dämpft ein wenig meinen seelischen Schmerz.

Toma *(von „Tamara")* tut mir leid. Sie ist wie im Rausch, versteht nichts und kann sich nicht vorstellen, wie schwer ein Verlust der Mutter ist, dass sie durch niemanden zu ersetzen ist. Wie soll ich mich verhalten, damit sie das nicht vorzeitig spürt? Da ich aber keine Kraft und Energie habe, muss ich die Rolle einer Oma spielen, der alten Mutter, die sich in eine ihr zugeteilte Ecke verkriecht. Nicht stören, unauffällig und allen gefällig sein, ihr „Ich" begraben. Das elende Dasein eines entpersonifizierten Menschen fristen – eine Rolle, die für mich unerträglich ist.

Das ist aber eine Kleinigkeit im Vergleich zum Verlust der Angehörigen, der am nächsten stehenden Freunde: des lieben Mannes, der zärtlichen Tochter, der heiß geliebten und liebenden Mutter. Mit ihr hatte ich ja nicht nur eine Tochter, sondern auch einen Freund verloren, der mit mir diesen schweren Weg gegangen war ...

Ich und Ljalinka glaubten Tamara tot, aber irgendwo tief im Inneren war Hoffnung verborgen und wir alle warteten auf sie. Wir taten alles, um den Sohn Toljuschka *(Kosename von „Anatolij, Tolik")* für sie und Wolodja *(von „Wladimir")* zu bewahren. Wir, die Lebenden, können uns zerstreiten und wieder versöhnen, von uns hängt es ab, ein schönes, friedliches, glückliches Leben zu schaffen. Sie aber, zwei junge Leben, der Vater und die Tochter – warum sind sie gestorben, durch wessen Hände?

Schreck und Wahnsinn! Ich kann mich nicht damit abfinden, dass diese schönen Leben, wertvoll nicht nur für mich, sondern auch für die Gesellschaft, in der feuchten Erde liegen und wir sie nie, nie wieder sehen werden.

Der Anfang meiner Tragödie.

Am 23. Juni war Wolodja[35] zu mir und Tolinka ins 30 km von Minsk entfernte Kindersanatorium gekommen, in das ich vom Stadtamt für Gesundheitswesen für die Zeit meines Urlaubs in der Kinderklinik als Ärztin delegiert wurde. Er teilte uns mit, dass der Krieg erklärt worden sei und dass er morgen an die Front gehe und dass er Toma zu mir schicken werde. ... Ljalinka war mit der Hausgehilfin zu Hause, an jenem Tag sollten sie zu mir kommen und Shenja[36] war in Moskau.

---

[35] Wladimir Shilinski, der Ehemann von Tamara, war Sportler. Vor dem Krieg unterrichtete er an der Hochschule für Körperkultur. In den ersten Kriegstagen wurde er in die Reihen der Roten Armee einberufen und ging in den Krieg. Nach dem Krieg kehrte er nach Minsk zurück.

[36] Jewgenij Bruk – der Ehemann von Berta Moisejewna, ein in Minsk bekannter Bauingenieur, starb 1942 im Minsker Getto.

Am 24. begann eine fürchterliche Bombardierung der Stadt. Minsk stand von allen Seiten[37] in Flammen. Shenja schlug sich mit großer Mühe nach Hause durch, doch zu mir durchzudringen war überhaupt nicht möglich. Meine Mutter und Anja kamen gelaufen und am 25., als sie einen Wagen aufgetrieben hatten, brachte Shenja Ljalinka, die Hausgehilfin, die Mutter und Anja auf der Mogilewer Chaussee[38] fort ... Nach 30 km verlor er das Auto und war gezwungen, dort zu bleiben. Er fand für sie im Dorf eine Unterkunft, weil Mutter nicht laufen konnte. Shenja kam zurück, um mich und Tolinka zu holen. Gegen Abend des 26. kam er nach Hause, um sich ein wenig auszuruhen und in der Hoffnung, noch jemanden zu erwischen. Er musste noch weitere 35 km zurücklegen. Zu dieser Zeit kam ich zu Fuß nach Hause. Mein Gesicht glühte vor Hitze von den brennenden Straßen, durch die ich mich durchschlug.

Vor mir und um mich herum explodierten Bomben. Wahnsinnig gewordene Menschen liefen hin und her. An der Tür angelangt, fiel ich um vor Erschöpfung und Angst, dass ich sie vielleicht im Haus tot vorfinden würde, weil ein großer Trichter neben dem Haus klaffte und die Nachbarhäuser brannten. Shenja, als würde er das spüren, machte die Tür auf und sah mich. Die ganze Nacht hindurch gingen wir der „Welle“[39] entgegen, um Tolinka[40] zu retten. Beim Verlassen des Hauses überlegten wir uns, wohin wir gehen sollten, vorwärts oder auf die Mogilewer Chaussee, um uns den Unseren anzuschließen und um weiter zu laufen. Oder sollten wir zuerst Tolinka abholen? Dann aber müssten wir 35 km zurück gehen. Uns wurde bange allein bei dem Gedanken, das Kind seinem Schicksal zu überlassen, und so liefen wir Tolja holen. Im Sanatorium angekommen, konnten wir nicht wieder gehen ohne die Sanatoriumskinder irgendwo untergebracht zu haben, weil das Personal schon weggelaufen war.

Wir kamen dort erst nach zwei Tagen raus. Das Kind trugen wir auf den Armen. Auf der Straße und am Straßenrand lagen Leichen herum, die Leute liefen bald in einem Strom, bald ungeordnet, wenn Flugzeuge eine Menschenmenge sichteten und zu bomben anfingen.

Als wir durch Minsk gingen, kamen wir an Tamaras Wohnung vorbei. Tolinka lief durch die leeren Zimmer und rief: „Mutti, wo bist du? Dein Söhnchen ist zu dir gekommen, versteck dich nicht, komm

---

[37] Am 24. Juni 1941 wurde die Stadt im Laufe des ganzen Tages massiv von deutschen Flugzeugen bombardiert. Als Folge hatte sich der zentrale Teil der Stadt in Ruinen verwandelt.

[38] Viele Stadtbewohner verließen Minsk erst spät, nach dem 24. Juni. Sie gingen in zwei Richtungen – auf der Mogilewer und auf der Moskauer Chaussee. Diejenigen, die Richtung Mogilew gingen, mussten bald in die Stadt zurückkehren – deutsche Fallschirmtruppen (Landungstruppen gibt es bei der Marine) hatten ihnen den Weg abgeschnitten. Wer aber auf der Moskauer Chaussee Richtung Borisow ging, der schaffte es, sich bis einschließlich 26. Juni zu evakuieren.

[39] die „Welle“ – ein Strom von Flüchtlingen, die Minsk zu Fuß verließen.

[40] Anfang Juni 1941 wurden die Kindereinrichtungen der Stadt zur Erholung aufs Land gebracht. In den ersten Kriegstagen waren viele Eltern überzeugt, dass die Kinder organisiert zurück in die Stadt gebracht oder evakuiert werden würden. Aber die Behörden hatten sich nicht um Transportmittel für die Kinder gekümmert und viele Kinder waren in jenem Chaos sich selbst überlassen.

raus." Ich, wahnsinnig vom Gedanken, sie werde nicht mehr leben, stampfte auf die im Zimmer verstreuten Sachen, die von der Plünderung[41] verschont geblieben waren.

Ohne die teuren zurückgebliebenen Sachen anzurühren ließ ich die Tür unabgeschlossen wie sie war, packte den Tränen überströmten Tolinka, setzte ihn auf Shenjas Schultern und wir liefen weiter.

Es war unerträglich heiß, wir stillten den Durst aus einem kleinen Sumpf mit einer Leiche darin. Alle liefen mit kleinen Atempausen, dann, wenn die Flugzeuge Ruhepausen einlegten. Endlich kamen wir ins Dorf neben Smilowitschi[42], wo Shenja alle Unsrigen untergebracht hatte.

Ich und Shenja hatten geschwollene Füße, das todmüde Kind lag kraftlos nieder. Mutter erkannte keinen wieder und beklagte sich bei mir, ihre älteste Tochter Berta sei von den Deutschen getötet worden. Ich konnte sie nicht in diesem Zustand allein lassen und jeden Tag, wenn wir frühmorgens gerade gehen wollten, mussten wir bei ihrem Anblick, wie sie so hilflos da saß, noch bleiben. Ich hatte eine goldene Uhr mit einem goldenen Armband und trug ein teures Kleid, Shenja und Lalinka hatten je eine Uhr. Das alles boten wir den Dorfbewohnern an, damit sie die Mutter führen, wir würden zu Fuß hinterher laufen, aber sie weigerten sich. Mit Müh und Not überredete ich endlich Shenja, allein weiter zu gehen. Er und noch ein Mann gingen fort, kamen aber nach zwei Tagen zurück, da sie an keinem Ort durchkommen konnten. Noch einen Tag später, als ich am Morgen zum Fenster hinausschaute, sah ich Deutsche auf Motorrädern.

Shenja zweifelte keine Minute daran, dass die Unsrigen sie in einer Woche forttreiben würden, und weil schon Gerüchte umgingen, sie liquidierten Intellektuelle, gab er sich für einen Tischler aus und nahm in der Kolchoswerkstatt eine Arbeit auf, für die er Kartoffeln bekam.

Bald wurde von den Deutschen der Befehl erlassen, alle Juden aus der Stadt und den kleinen Orten sollten sich nach Minsk begeben.

Der Dorflehrer, der die Deutschen mit Brot, Salz und einer leidenschaftlichen Rede empfangen hatte, fing an, die Dorfbewohner gegen uns aufzuhetzen. Wir konnten in jenem Dorf keinen Platz mehr finden – aus der Wohnung hinausgejagt zogen wir in eine Scheune um und wurden auch von dort hinausgetrieben. Wir bauten eine Laubhütte am Rande des Dorfes, aber man jagte uns trotzdem weg und untersagte das Wohnen. In anderen Dörfern hatte man die Juden genauso behandelt und wir waren gezwungen, in die Stadt zurückzukehren. Für ein Seidenkleid von mir bekamen wir ein Pferd und wir

---

[41] Am 24.-27. Juni wurde die Stadt von niemandem verwaltet. Die Leitung der BSSR fuhr am 24. Juni in aller Frühe nach Moskau ab und überließ die Stadt ihrem Schicksal. Plünderungen von Wohnungen, Geschäften und Warenlagern folgten.

[42] Der kleine Ort Smilowitschi im Rayon Minsk war der letzte Ort, den die Flüchtlinge erreichten, die Minsk nach dem 24. Juni verließen. Der weitere Weg wurde von deutschen Truppen abgeschnitten.

fuhren Mutter, Tolinka und einen Sack Kartoffeln, aus dem jeder von uns je zwei Kartoffeln nahm, nach Minsk. Ljalinka fuhr auf ihrem Fahrrad zurück. Unterwegs wollten zwei Kerle ihr das Fahrrad nehmen, sie riefen einen Deutschen herbei und sagten ihm, sie – die Jüdin – habe das Fahrrad bei ihnen gestohlen. Nur dadurch, dass sie wagte, das Rufen des Deutschen nicht zu beachten, sondern aus aller Kraft wegzufahren, schaffte sie es auszureißen.

Wir zogen in Tamaras Wohnung ein, durften aber nicht lange dort wohnen. Zum 1. August kam ein neuer Befehl: alle Juden sollten ins Getto[43] umsiedeln. Unsere Bekannten sicherten uns zu, sie würden uns helfen, uns aus dem Getto zu befreien und „russische Pässe" aufzutreiben. Am 1. August zogen wir ins Getto um. In der Hoffnung, bald befreit zu werden, zählten wir die Tage: man würde uns über den Beginn der Partisanenbewegung, über die ungefähren Standorte der Partisanen usw. in Kenntnis setzen.

Die Zeit verging. Wir hungerten fürchterlich. Die Altbewohner des Gettoviertels, die dort schon vor dem Krieg gewohnt hatten, hatten es nicht geschafft, sich zu evakuieren und waren nicht ausgeplündert. Einige hatten es noch gerade geschafft, sich am 26., 27. und 28. einen nicht schlechten Vorrat aus den Warenlagern[44] zusammenzuholen. Die fremde Bevölkerung aus anderen Stadtteilen wurde in denselben Häuschen untergebracht oder Juden, die nicht verbrannte Privathäuser in der Stadt hatten, tauschten mit Russen. Russen durften nicht dort bleiben.[45] Nach dem deutschen Befehl über das Zusammenziehen der Juden aus allen Dörfern und Flecken des Minsker Rayons in Minsk fingen die Leute an, Pritschen zu bauen und in Kellern zu wohnen. In einigen Häusern kam es sogar dazu, dass man unter den Betten quer und auf dem Fußboden quer und längs schlief und wir schliefen mit einem in der Mitte prangenden Nachteimer, weil man von 6 bis 8 Uhr morgens nicht auf der Straße erscheinen durfte. Wenn die Streife am Fenster vorbei ging und Stimmen hörte, schoss sie auf die Fenster. Unsere Hausgehilfin, die im Warenlager Kartoffelmehl und Melasse besorgte, schickte uns mit diesem „Vorrat" an Lebensmitteln ins Getto. Einige Leute, die meine ärztliche Hilfe in Anspruch nahmen, gaben mir manchmal ein Stückchen Brot, höchstens 50 Gramm, oder Kartoffelschalen.

---

[43] Am 20. Juli 1941 wurde von den Deutschen ein Befehl zur Schaffung eines sogenannten jüdischen Stadtteils zur Umsiedlung aller Juden erlassen. Den Verweigerern wurde Erschießen angedroht. Am 1. August war das Getto voll.

[44] Mit der Plünderung der Lebensmittellager wurde am 24. Juni begonnen, als allen klar wurde, dass es in der Stadt weder Miliz, noch Armee, noch Verwaltungsbehörden gab. In der Zwischenzeit, die sich bis zum 28.06. erstreckte, als deutsche Einheiten in die Stadt einzogen, kamen viele Stadtbewohner gerade noch dazu, einen kleinen Vorrat an Lebensmitteln anzulegen. Aber nicht immer waren es lebenswichtige Lebensmittel. Wie sich viele Augenzeugen erinnern, gab es in der Stadt einen großen Vorrat an Melasse – eines süßen Nahrungsmittels, das durch Verzuckerung von Kartoffelstärke hergestellt wird und bei der Produktion von Süßwaren und Konserven zum Einsatz kommt.

[45] Der Stadtteil, der von den deutschen Verwaltungsbehörden für das Getto vorgesehen wurde, war traditionell ein jüdisches Stadtviertel. Allerdings wohnten dort auch Nichtjuden, denen befohlen wurde, aus ihren Häusern in den sogenannten „russischen Stadtteil" umzuziehen; das Betreten des Gettogeländes wurde ihnen verboten.

Ich bewegte mich ohne Furcht im Getto-Viertel, versteckte aber Shenja, weil am Anfang die Männer gefangen genommen wurden und sie verschollen blieben[46]. Der Hunger trübte das Gehirn und untergrub die Kraft. Zuerst wirkte er sich auf Mutter und Tolinka aus, die ein unwillkürliches Einnässen bekamen. Heimlich nahmen sie einander ihre Portionen weg. Ich und Ljalinka zwangen uns, unter dem Stacheldraht hinauszukriechen. Wenn der Polizist oder der Deutsche in die andere Richtung guckte, liefen wir in den nächsten „russischen Stadtteil" zu unseren Bekannten, von denen wir noch wussten, dass sie dort wohnten. Sie schickten uns sofort mit so etwas wie Rüben oder Kartoffelschalen zurück. Eines Tages versorgte uns eine Tatarin, die Mutter des Arztes Jurski, der als Student noch mit mir zusammen studierte und öfters bei uns zu Hause war, mit Speck, Grütze und fünf Stück Zucker. Was für eine Feier hatten wir damals, als wir mit der Beute[47] wohlbehalten zurückgekrochen waren! Über die Pässe hatten wir immer noch keinen Bescheid bekommen.

Bobruisk, Mai 1947

Das geht nicht in den Kopf hinein – wie konnte man in einem abgeriegelten, für den Mord vorgesehenen Stadtteil alle Menschen ohne Ausnahme zusammentreiben – Alte und Kinder, und keine einzige Seele irgendwo in einem Eckchen übrig lassen (das wurde von der Gestapo und den zugeteilten Polizisten strengstens kontrolliert) – und sie bei lebendigem Leibe in eine beizeiten eigens dafür vorbereitete Grube treiben? Am Vortag waren Explosionen zu hören und die Leute tuschelten miteinander: „Gruben werden für uns vorbereitet." Mit Brennstoff (ich weiß nicht mehr, mit was für einem) begossen wurden die Menschen angezündet. Die Gestapoleute, die dazu Lust hatten, schossen noch auf diesen Haufen Menschen in der Grube, die aufeinander gestapelt lagen. Einen Tag nach dem ersten Pogrom kam die Ärztin Liwschitz, die Frau des Röntgenologen, im Morgengrauen zu uns ins Krankenhaus[48] gelaufen, verbrannt und ganz verunstaltet – auf irgendeine Weise war sie oben auf den Haufen von Toten hinaufgeraten. Die Menschen, im Gaswagen halb erstickt, fielen hinunter und wurden gleich verbrannt. Das wurde im XX. Jahrhundert gemacht!

---

[46] Im Getto wurden massive Razzien gegen Männer durchgeführt. Besonders häufig waren sie im ersten Monat des Getto-Bestehens. So wurden sie am 14., 16., 24., 26. und 31. August 1941 durchgeführt. In diesen Tagen wurden mehrere Tausend Männer umgebracht. Nach diesen Razzien fingen die Insassen an, in den Häusern spezielle Verstecke für die Zeit der Pogrome wie Räume unter dem Fußboden oder in Doppelwänden einzurichten.

[47] Das Getto-Gelände war mit einem 5-reihigen Stacheldrahtzaun abgegrenzt und stand unter ständiger Bewachung durch Deutsche und Polizisten. Bei Androhung der Erschießung war es sowohl den Getto-Insassen als auch den Nichtjuden hinter dem Zaun verboten, sich dem Zaun zu nähern. Aber die Getto-Häftlinge gingen das Risiko ein und machten ein Schlupfloch im Drahtzaun, um in den „russischen Stadtteil" zu gelangen.

[48] Die Opfer des ersten Pogroms am 7. November 1941 wurden mit LKWs in die Baracken in der Nähe von Tutschinka gebracht, wo sich vor dem Krieg eine Ziegelei befand – damals lag es am Stadtrand. Dort wurden sie einige Tage lang in der Kälte behalten, dann ließ man sie sich entkleiden und sie wurden in Gruppen zu je 70-100 Menschen zum Rand einer Grube geführt und dort erschossen. Es kam vor, dass überlebende Menschen aus der Grube herauskrochen und wieder ins Getto kamen.

Ich war Leiterin der Typhusstation im Infektionskrankenhaus und von Gottenbach *(„Gatenbach" im Original)*, einem Blutsauger von einem Gettokommandanten, wurden uns Bescheinigungen erteilt, aus denen, wie ich später erfuhr, hervorging, dass die Mitarbeiter des Typhuskrankenhauses zu allerletzt zu vernichten seien[49].

<7. November 1941>

In einer Menschenmenge stehend zeigte ich dieses Papier vor, wofür ich einige Fußtritte und Schläge mit dem Gewehrkolben kriegte. Man fing an, mich mit dem dreijährigen Kind und der fünfzehnjährigen Tochter in einen Gaswagen zu treiben. Die Tochter las die von mir fortgeworfene Bescheinigung auf, glättete sie und gab sie dem Deutschen an der Tür. Er befahl, uns aus der Menschenmenge hinauszuführen, wir wurden aber nicht sofort freigelassen, sondern in den Hof der Brotfabrik geführt. Dort ließ man uns, die „Begnadigten", niederknien; es war Bodenfrost – die Steine waren vereist – und der Knabe, mein dreijähriger Enkel Tolinka, fragte mich dauernd, ob er gut stehe und seine Kiefern zitterten, seine Zähnchen klapperten. So standen wir bis zum Abend. Uns wurde befohlen, auf einen Punkt zu starren. Das exakte Erfüllen wurde geprüft und wenn die auf und ab gehenden Deutschen mit Peitschen in der Hand den Eindruck hatten, dass einer falsch guckte, wurde er zu Tode gepeitscht und niedergetrampelt.

Mir prägte sich der Tod eines Arztes ins Gedächtnis ein, der neben mir stand und einen Tag zuvor meine Mutter untersucht und gesagt hatte, er würde sie um ihr Ende beneiden. Auf seinem Körper sah ich riesengroße Stiefel – mir wurde schwarz vor Augen. Ich habe dann nichts mehr gesehen. Erst am Abend, nachdem uns erlaubt wurde, nach Hause zu gehen, stellte ich fest, dass die Leiche des Doktors liegen geblieben war.

Als wir ganz durchfroren nach Hause kamen, fanden wir uns ganz allein im Hof. Die Wohnungstüren standen offen, hier und da lagen Sachen herum, die die Plünderer hatten fallen lassen. Als es ganz dunkel wurde, kamen unsere Nachbarn, zwei Brüder, von der Arbeit. Da sie ihre Familien nicht antrafen, liefen sie wie wahnsinnig in den leeren Wohnungen hin und her. Der eine schnitt sich die Venen durch, auf den zweiten passte ich die ganze Nacht auf. Mein Töchterchen machte alles Mögliche, um ihn zu beruhigen. Gegen Morgen kam Shenja, der am Vortag in den „russischen Stadtteil" zur Arbeit gebracht worden war. Einige Deutsche, die noch Arbeitskräfte brauchten, hatten ihre Arbeiter am Tag des Pogroms nicht ins Getto bringen lassen. Als ich Shenja lebend sah, fasste ich wieder Mut – manchmal, auch wenn es keinen Pogrom gab, wurden die Leute angeblich zur Arbeit fortgeführt und vernichtet.

---

[49] Spezialisten, d.h. Fachkräfte, die die Deutschen bei speziellen Arbeiten einsetzten, wurden zuletzt vernichtet, weil die Okkupanten die kostenlose Sklavenarbeit der Juden brauchten. Es ist bekannt, dass Deutsche während der Pogrome im Getto die im Arbeitseinsatz befindlichen Juden in der Stadt bleiben ließen, da sie befürchteten, dass zugleich auch Fachleute umgebracht werden könnten.

Shenja wollte seinen Augen nicht trauen, als er uns im leeren Haus mit eingebrochenen Fensterrahmen, geöffneten Türen, herumliegenden Kissen und fortgeschmissenen Sachen sah. Und mitten in diesen Sachen – eine tote Mutter mit ihrem Kind, die Widerstand geleistet hatten und auf der Stelle getötet worden waren.

Wir waren nicht in der Lage, uns irgendeiner Arbeit im Haus anzunehmen und lagen zu dritt auf dem Bett, dicht aneinander gedrückt. Es verging kaum eine halbe Stunde, als ungefähr fünf Deutsche eintraten und befahlen, die Wohnung sofort zu verlassen. Auf die Frage „Wohin?" kam die Antwort: „Zum Platz"[50]. Wir fingen an, uns für den Weg „zum Platz" fertig zu machen und Shenja wurde wieder zur Arbeit in den „russischen Stadtteil" abgeführt.

Es regnete in Strömen, als wir mit einem Bündel Sachen zum „Platz" gingen. Wir saßen einen Tag, eine Nacht und noch einen Tag lang auf unseren Bündeln und gegen Abend wurde mir erlaubt, ins Krankenhaus zu ziehen, in die Station mit Typhuskranken, wo wir alle nach einer kurzen Zeit an Fleckfieber erkrankten. Als erste wurde Anja krank. Ich pflegte sie intensiv, steckte mich dabei an und steckte Shenja und Ljalja an.

Nach abgeklungener Krankheit waren wir lange Zeit nicht imstande zu laufen, weil wir vor Hunger aufgeschwollen waren. Ljalinka erholte sich eher und ich blieb noch im Bett.

Während unserer Krankheit gab es noch einen Pogrom[51]. Aus Versehen stürzten sich die Henker nicht ins therapeutische Krankenhaus, das uns gegenüber auf der anderen Straßenseite lag, sondern in unser Krankenhaus und bis sie sich zurechtgefunden hatten, waren die Kranken aus dem ersten Krankenzimmer getötet. Unter ihnen war auch mein Mann.

So endete das Leben von Shenja, der jeden Tag auf die versprochenen Dokumente wartete, um sich auf den Weg zu machen und gegen den schrecklichen Feind zu kämpfen. Lange Zeit wusste ich nicht, dass ich den besten Freund meines Lebens für immer verloren, dass Ljalinka ihren selbstaufopfernden Vater verloren hatte. Mir wurde das verheimlicht, aber oft hörte ich Ljalinka schluchzen, die auf dem daneben stehenden Bett lag. Als ich ein wenig erstarkte und aufzustehen anfing, sagte mir Ljalinka Bescheid. Und ich konnte nicht einmal weinen, ich kannte mich in der Umgebung noch schlecht aus – ich lag da, vor Hunger aufgeschwollen.

---

[50] „Platz" nannte man im Getto den Appellplatz neben dem Gebäude des Judenrates am Jubilejnaja-Platz, auf dem die Leute zur Arbeit antraten oder verschiedene Veranstaltungen durchgeführt bzw. Bekanntmachungen verkündet wurden.

[51] Als Jewgenij Bruk getötet wurde, waren seine Frau und Tochter an schwerstem Typhus erkrankt und konnten keine Zeugen dieses tragischen Ereignisses sein. Es gibt bisher keine Nachweise, dass am 16. April 1942 (dieses Datum gibt Ljalja in ihrem Tagebuch als den Todestag ihres Vater an) ein Pogrom im Getto durchgeführt wurde. Allem Anschein nach war es ein lokaler Pogrom, der sich im Infektionskrankenhaus ereignete.

Zu dieser Zeit schlich Tasja, die Schwester von Tumilowitsch[52], zu uns ins Krankenhaus rein. Nach dem ersten Pogrom nahmen sie Toljuschka in den „russischen Stadtteil" mit, als sie erfuhren, dass in nächster Zeit ein weiterer Pogrom zu erwarten sei. Tasja brachte ein wenig Rüben, Kartoffeln und ein Stückchen Brot mit. Sie vereinbarte eine Kontaktmöglichkeit mit uns. An bestimmten Tagen und zur vereinbarten Tageszeit kam Ljalja an den Drahtzaun heran und von der Seite des „russischen Stadtteils" kam Tasja. Im günstigen Moment, wenn der Streifensoldat in eine andere Richtung schritt, übergab sie uns etwas zum Essen[53]. Dank ihnen fing ich allmählich an aufzustehen und nahm die Bemühungen um die Dokumente wieder auf.

Ljalinka war sehr leichtgläubig; dafür, dass man uns Dokumente verschaffte, opferte sie ihre und meine goldenen Uhren und den Anzug des Vaters. Die Papiere waren nicht gut, sie konnten uns verraten. Außerdem liefen sie in einem Monat ab. Ungeachtet dessen, dass die Dokumente unzuverlässig waren, wagten wir es trotzdem, uns auf den Weg zu machen.
In jenen Tagen war es unruhig, häufige Razzien, nächtliche Überfälle, Morde und Eigenmächtigkeit eines Banditen[54], der an das Haus heranfuhr, alle Bewohner sich in einer Reihe aufstellen ließ und nach Gold verlangte. Wer keins gab, den brachte er um. Nach ihm, das weiß ich genau, blieben in unserem Hof in der Kollektornaja-Straße, wo ich früher wohnte, nur drei Menschen am Leben, die abwesend waren, als er kam.

Ljalinka wurde gefasst und zwei Tage lang quälte mich die Ungewissheit über ihr Schicksal. Am dritten Tag kam sie zu mir, erschöpft, schmutzig, hungrig. Auf irgendeiner Station hatten sie Kohle ausgeladen. Am nächsten Tag sollte sie auch am „Platz" erscheinen, wo alle wieder in Reih und Glied aufgestellt und irgendwohin geschickt wurden.
Ich und Ljalinka trugen die Haare kurz geschnitten und das war ein Grund, von einer Reihe anderer Gründe abgesehen, weshalb wir unsere Flucht hinausschoben. Im „russischen Stadtteil" sollte man gut gekleidet und mit einer Frisur gehen, und unsere Köpfe würden den Deutschen verraten, dass wir an Typhus erkrankt gewesen waren. Solche Menschen töteten sie, sogar ohne die Nationalität zu beachten, und wenn sie diese berücksichtigt hätten, dann hätte es gar keine Gnade gegeben.

---

[52] Die Familie Tumilowitsch – Galina, ihr Mann Kasik und Galinas Schwester Tasja, die vor dem Krieg Tamaras Nachbarn waren, hatten im Leben der Bruks eine große Rolle gespielt. Sie retteten den Sohn von Tamara, Tolik, der nach dem Krieg in Minsk wohnte und Offizier wurde. Ständig halfen sie Berta Moisejewna und Ljalja sich zu retten. Leider konnten wir keine Nachkommen dieser edelmütigen und heldenhaften Menschen finden.

[53] Das Überreichen von Lebensmitteln durch den Drahtzaun war für beide Seiten lebensgefährlich. Es gab Fälle, wo die Wache, wenn sie Menschen am Zaun sah, diese auf der Stelle erschoss.

[54] Die Autorin wird wohl Gottenbach gemeint haben, der zu jener Zeit Gettochef war. In der Erinnerung ehemaliger Getto-Häftlinge war er ein Sadist und Mörder. 1944 erinnerte sich der ehemalige Häftling I.A. Kichtermann: „Sonntags ließ Gottenbach die Juden zu einer Versammlung gehen, dann fesselte er ihnen die Hände und hetzte mehrere Hunde auf sie. Die zerfleischten Leute wurden dann ins Gefängnis gebracht und dort getötet ... Er ließ sie singen, tanzen und sogar sich raufen. 1942 befahl er allen, ihre Uhren abzugeben. Dann ging er das Getto ab, und wer eine Uhr hatte, den tötete er."

Die nachgewachsenen Haare kräuselten sich und wieder waren wir stark bekümmert. Wie sollten wir sie gerade machen, damit wir dieses Merkmal „Kraushaare“ nicht mehr hätten?

Ein weiterer Pogrom war zu erwarten. In der Stadt, ließ man uns wissen, war es unruhig. Oft wurden verschiedene Viertel am Stadtrand der Reihe nach umzingelt. Die Polizisten liebedienerten ... Sie fassten, erschossen oder brachten die Leute ins Gefängnis, in ein SD-Lager und in andere Orte, die keinem eine Rückkehr vergönnten.

Man versprach uns mitzuteilen, wann ungefähr und in welche Richtung wir aufbrechen sollten. Wir warteten mit ängstlicher Ungeduld ... Und ganz überraschend wurde ich, als ich mit einem Stück Brot und einer halben Möhre ins Kinderheim zu meinem schwerkranken Neffen Marik ging, an der Zauntür des Krankenhauses vom Wächter unseres Krankenhauses aufgehalten. Ein Schauspieler und Sänger (den Namen habe ich im Moment vergessen) sagte, das Getto sei abgeriegelt worden.

Natürlich gab es keine Rettung. Keine Waffen und keine Kraft zum Widerstand, der Hunger nimmt jeden gesunden Verstand weg. Guck mal einen an – stumpfsinnig gewordenes Gesicht, schwankender Gang, Wahnsinn im Gesichtsausdruck, fahle Gesichtsfarbe, Apathie für alles.

Es kam vor, dass ich manchmal zum Drahtzaun lief, ein Kriechloch ausgrub und in den „russischen Stadtteil“ durchdrang. Auch nach langem Hin- und Herlaufen konnte ich keine Bleibe finden. Und gegen 6 Uhr abends, wenn die Patrouillen verstärkt Streife gingen, kam ich wie zerschlagen zum Tor, um mich dem Strom der Arbeiter anzuschließen, die um 6 Uhr morgens zum Arbeitseinsatz fortgebracht worden waren.

Eines Tages, als ich ins Krankenhaus zurückkehrte und die Kranken beruhigte, stellte ich mich ans Fenster des Krankenzimmers, das auf die Gettostraßen hinausging. Ein schweres, herzzerreißendes Bild in der Nähe ... Wenn man aber den Kopf hebt und darüber hinweg zum fernen Horizont blickt – welch eine Weite, welch eine Schönheit!
Ich kann mich an die Worte von Ljalinka erinnern, die sie in diesem Moment laut aussprach: „Mutti, mein Herz sehnt sich nach draußen. Es ist unerträglich schwül hier. Guck, wie sich die Leute dort frei bewegen! Lass uns weggehen!“ Vor meinen Augen sehe ich heute noch den schönen Himmel, wunderbare Wälder und Felder. Und gleich darauf – die von überall heranrückende schwarze Masse des Todes.

Der Pogrom dauerte zwei Tage und Nächte[55]. Am dritten Tag sah ich, wie die Unsrigen die auf den Straßen getöteten Menschen aufsammelten, die von der Prozession zurück blieben, und auf den Friedhof brachten. Blut, Blut, Blut stand vor den Augen, Schreie der weinenden Kinder klangen in den Ohren. Im Hof des Krankenhauses wuchs Melde, wir pflückten und verschlangen sie gierig.

---

[55] 24.-28. Juli 1942 waren die Tage eines der grausamsten und blutigsten Pogrome im Getto von Minsk.

Mein Treffen mit Ljalinka nach dem Pogrom war herzzerreißend: Jede von uns hatte gedacht, wir sähen uns nicht mehr wieder. In starker Aufregung suchte mich Ljalinka unter den Toten unterschiedlichen Alters, die in verschiedenen Posen dalagen. Da sah sie mich. Wir konnten uns kaum aufrecht halten. Dann richteten wir beide schweigend den Blick auf ein dreijähriges totes Mädchen, das rücklings auf seinem kleinen Kissen lag. Es war einmal unser Liebling.

Von der illegalen Kampfgruppe brachte Ljalinka trostlose Nachrichten: unsere Truppen zögen sich immer weiter zurück. Trotz der Gerüchte über Erschießungen und Verfolgungen der aus dem Getto Geflohenen setzten wir einen Tag für die Flucht an. Als erste floh Ljalinka, sie grub unter dem Drahtzaun ein Loch und kroch raus. Ich blieb, um ihr nachzuschauen und die Patrouille zu beobachten. Jedes Umdrehen, jeder Blick der Patrouille in Richtung der weggehenden Ljalja quälte mich und fügte mir stärkste Schmerzen in der Brust zu. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich wie angewurzelt da stand! Es ist aus. Mir schien, Ljala sei gefasst und zur Hinrichtung geführt worden.

Wie eine fürchterliche schwarze Finsternis brachen die nachfolgenden Tage über mich herein. Laut unserer Vereinbarung sollte ich nach Erhalt eines Zettels von ihr losgehen. Lange Zeit konnte sie mir keinen Zettel übergeben und als ich nach zehn Tagen nichts bekam, floh ich. Mir als Ärztin gelang es, einen Passierschein für den „russischen Stadtteil" zu bekommen, um Medikamente für das Krankenhaus zu holen. So verließ ich mit zwei anderen Menschen, die in denselben Passierschein eingetragen waren, das Getto.

Die Schwester Anja brachte mich zum Ausgang und küsste mich lange. Nie zuvor hatten wir uns über den Weggang zu den Partisanen offen unterhalten, aber sie ahnte das. Im allerletzten Augenblick sagte ich ihr, sie solle auf eine Nachricht warten. Ich setzte auch Tage und Uhrzeiten an, wann ich zum Gettodrahtzaun zu kommen vorhatte, um Zettel zu überreichen und eine Verbindung herzustellen.

Wir hatten ausgemacht, dass wir uns in der Stadt bei den Tumilowitschs treffen werden. Die Tumilowitschs empfingen mich nicht besonders gastfreundlich und das war auch verständlich: Tolik wohnte seit dem ersten Pogrom bei ihnen und alle Nachbarn sagten über sie, sie versteckten ein Judenkind. Tolinkas Vater Wladimir Iwanowitsch ist Vollblutrusse. Obwohl sich Ljalinka nicht zeigte, waren sie trotzdem nervös.
Ohne lange zu überlegen beschlossen wir, auf die Logoiskaja-Landstraße zu gehen. Die Leute sagten, dort gebe es viele Partisanen und als wir das hörten, spitzten wir die Ohren, gleichzeitig Angst vor Partisanen vortäuschend.

Von den Tumilowitschs bekamen wir die Adresse ihrer Verwandten in Logoisk, wo wir uns, wie sie uns versicherten, einen Tag erholen könnten. Als wir aber dort ankamen, spürten wir eine Atmosphäre um uns herum, die uns ahnen ließ: länger konnten wir dort nicht bleiben. Bald wurden meine Vermutungen bestätigt. Nach einer Stunde kam die Schwester und erzählte entsetzt, dass Polizisten eine Razzia gegen uns führten.

Ich hatte starke Koliken in der Seite und die Temperatur betrug 39°.

Wir durften aber keine Zeit verlieren und gingen auf der Koidanowskaja-Landstraße. Außerhalb der Stadt brach Ljalinka in Tränen aus. Sie konnte nicht erklären, warum sie nicht weiter auf dieser Straße gehen wollte. Sie setzte sich am Waldrand nieder und weinte bittere Tränen. Ein Bauer, der auf dieser Straße Roggen zur Mühle fuhr, bot uns den Platz oben auf den Säcken in seiner Fuhre an. Mit Freude nahmen wir dort Platz, um uns wenigstens ein bisschen auszuruhen.

Im Dorf Rubeshewitschi nicht weit von Koidanowo hielten sich oft Partisanen auf und mir wurde die Adresse eines Müllers gegeben, damit ich mich bei ihm als Hausgehilfin verdingte. So wollte ich auch vorgehen, um nachts auf Partisanen zu lauern, mit ihnen in Verbindung zu kommen und auf diese Weise mit ihnen gehen zu können.

Ehe der Bauer nach einigen Kilometern abbiegen wollte, holten wir eine Frau mit einem Tragesack ein, die uns bat, sie mitzunehmen. Ljalinka bekam Mitleid mit ihr und schlug ihr vor, die Plätze zu tauschen. Dann wandte sich der Bauer an Ljalja: „Bleib sitzen, komm nicht runter, ich setze auch sie hin." Die Frau nahm ganz oben auf den Säcken Platz, wir saßen etwas tiefer.

In Ljaljas Jäckchen lag in der Außentasche die Geldbörse des Vaters, leer, nur mit der Geburtsurkunde darin. Als die Frau an einer Biegung plötzlich runterstieg, stellte Ljalja nach kurzer Zeit das Verschwinden der Geldbörse fest.

Wir liefen der Frau nach, aber es war sinnlos. In der Dämmerung verliefen wir uns auf Waldstraßen, wir liefen mit aller Kraft und merkten nicht, wie es ganz dunkel wurde. In der Ferne schimmerte ein Licht, wir gingen geradeaus darauf zu, über eine Schlucht und Waldgräben hinweg. Wir kamen zu einem Einzelgehöft. Uns war klar, dass wir das Risiko eingingen, gefangen zu werden, wenn wir weiter wanderten. Wir klopften am Häuschen an.

Wir erzählten, dass wir nach Rubeshewitschi gingen, um Sachen zu tauschen, hätten uns aber verlaufen. Wir wurden recht freundlich empfangen. Man gab uns Milch und Kartoffeln. Nach dem Abendessen bot man uns an, auf den Ofen zu steigen. Wir stiegen auf den Ofen, drückten uns schweigend aneinander, müde und bedrückt schliefen wir ein. Plötzlich zog mich jemand am Bein, das vom Ofen runterhing, und sprach: „Steht auf und geht, vielleicht seid ihr aus dem Getto ausgerissen, geht mit Gott." - „Wohin denn gehen?" bohrte es in meinem Kopf. Überall war Wald und Dunkelheit.

„Hier in der Nähe wohnt die Familie eines Polizisten", sagte der Hausherr. Vielleicht wollte er uns einschüchtern, um uns von seinem Gehöft gehen zu lassen, und ich würde es dann auch nicht wagen, ins Nachbarhaus zu gehen. Hinter der Tür packte uns, die wir so müde erst vom Ofen heruntergestiegen und schlecht angezogen waren, ein starkes Zittern. Wir gingen etwas weiter, krochen in einen Haufen Baumstämme hinein und blieben dort liegen, bis man etwas sehen konnte.

Ich hatte starke Koliken in der Seite und die Temperatur betrug 39°.

Wir durften aber keine Zeit verlieren und gingen auf der Koidanowskaja-Landstraße. Außerhalb der Stadt brach Ljalinka in Tränen aus. Sie konnte nicht erklären, warum sie nicht weiter auf dieser Straße gehen wollte. Sie setzte sich am Waldrand nieder und weinte bittere Tränen. Ein Bauer, der auf dieser Straße Roggen zur Mühle fuhr, bot uns den Platz oben auf den Säcken in seiner Fuhre an. Mit Freude nahmen wir dort Platz, um uns wenigstens ein bisschen auszuruhen.

Im Dorf Rubeshewitschi nicht weit von Koidanowo hielten sich oft Partisanen auf und mir wurde die Adresse eines Müllers gegeben, damit ich mich bei ihm als Hausgehilfin verdingte. So wollte ich auch vorgehen, um nachts auf Partisanen zu lauern, mit ihnen in Verbindung zu kommen und auf diese Weise mit ihnen gehen zu können.

Ehe der Bauer nach einigen Kilometern abbiegen wollte, holten wir eine Frau mit einem Tragesack ein, die uns bat, sie mitzunehmen. Ljalinka bekam Mitleid mit ihr und schlug ihr vor, die Plätze zu tauschen. Dann wandte sich der Bauer an Ljalja: „Bleib sitzen, komm nicht runter, ich setze auch sie hin." Die Frau nahm ganz oben auf den Säcken Platz, wir saßen etwas tiefer.

In Ljaljas Jäckchen lag in der Außentasche die Geldbörse des Vaters, leer, nur mit der Geburtsurkunde darin. Als die Frau an einer Biegung plötzlich runterstieg, stellte Ljalja nach kurzer Zeit das Verschwinden der Geldbörse fest.

Wir liefen der Frau nach, aber es war sinnlos. In der Dämmerung verliefen wir uns auf Waldstraßen, wir liefen mit aller Kraft und merkten nicht, wie es ganz dunkel wurde. In der Ferne schimmerte ein Licht, wir gingen geradeaus darauf zu, über eine Schlucht und Waldgräben hinweg. Wir kamen zu einem Einzelgehöft. Uns war klar, dass wir das Risiko eingingen, gefangen zu werden, wenn wir weiter wanderten. Wir klopften am Häuschen an.

Wir erzählten, dass wir nach Rubeshewitschi gingen, um Sachen zu tauschen, hätten uns aber verlaufen. Wir wurden recht freundlich empfangen. Man gab uns Milch und Kartoffeln. Nach dem Abendessen bot man uns an, auf den Ofen zu steigen. Wir stiegen auf den Ofen, drückten uns schweigend aneinander, müde und bedrückt schliefen wir ein. Plötzlich zog mich jemand am Bein, das vom Ofen runterhing, und sprach: „Steht auf und geht, vielleicht seid ihr aus dem Getto ausgerissen, geht mit Gott." - „Wohin denn gehen?" bohrte es in meinem Kopf. Überall war Wald und Dunkelheit.

„Hier in der Nähe wohnt die Familie eines Polizisten", sagte der Hausherr. Vielleicht wollte er uns einschüchtern, um uns von seinem Gehöft gehen zu lassen, und ich würde es dann auch nicht wagen, ins Nachbarhaus zu gehen. Hinter der Tür packte uns, die wir so müde erst vom Ofen heruntergestiegen und schlecht angezogen waren, ein starkes Zittern. Wir gingen etwas weiter, krochen in einen Haufen Baumstämme hinein und blieben dort liegen, bis man etwas sehen konnte.

Was blieb uns ohne Ljalinkas Dokument übrig? Bis Rubeshewitschi war es nur eine kurze Strecke, aber wir mussten auf der Hauptstraße gehen. Ohne Kenntnis der Umwege konnte man direkt in die Hände der Polizisten oder der Deutschen geraten und ohne das Dokument wartete ein sicherer Tod auf uns. In großer Verzweiflung beschlossen wir, nach Minsk zurückzukehren in der Hoffnung, eine Geburtsurkunde aufzutreiben.

In Minsk erkrankte ich jedoch an Rippenfellentzündung. Die Ärztin Owtschinnikowa, eine Bekannte von mir, meine Kommilitonin aus der Zeit des Studiums an der medizinischen Hochschule, ließ mich bei sich übernachten. Einige Tage lang konnte ich nicht auf den Beinen stehen und musste Tag und Nacht im Haus bleiben ungeachtet dessen, dass oft bei ihnen Deutsche vorbeikamen, die das Lager gleich gegenüber auf der Schirokaja-Straße[29] bewachten. Als sie abends von der Arbeit kam, goss sie mir einen Teller Suppe ein. Wir berieten über das Weitere. Als ich wieder in der Lage war, mich zu bewegen, wenn auch langsam, fing ich an, in der Stadt zu verkehren und nach Leuten zu suchen, die mir helfen würden, eine Geburtsurkunde für Ljalinka zu besorgen.

Eines Tages, als ich auf der Sowjetskaja-Straße zu einer meiner Bekannten ging und mich gerade gegenüber dem Haus der deutschen Offiziere befand, rief mich unsere ehemalige Hausgehilfin beim Namen. Ich bekam Angst, als ich meinen richtigen Namen hörte, aber bei ihrem Anblick beruhigte ich mich, weil ich an ihre Anständigkeit glaubte. Sie lud mich nach Hause ein, machte mich ihrem Mann bekannt. Er stellte sich als ein Verbindungsmann der Partisanen vor und sie sprachen ganz vertrauensvoll mit mir.

Am nächsten Tag kamen Ljalinka und ich zu ihnen. Sie gaben uns zu essen und es wurde beschlossen, dass wir die Sache angingen – Ljalinka würde er in einer Woche zu den Partisanen bringen und ich sollte einen Auftrag erfüllen: ich sollte das Leben und den Alltag der sich erholenden Offiziere auskundschaften und darüber berichten. Furchtlos, obgleich mit einem zweifelhaften Pass, ging ich zum Arbeitsamt, um nach Arbeit zu ersuchen. Aus allen Angeboten wählte ich die Arbeitsstelle als Wäscherin aus. Ich nannte mich Wäscherin, weil ich aus einer Bekanntmachung im Arbeitsamt wusste, wer dort gesucht wurde. Als mir diese Arbeitsstelle angeboten wurde, willigte ich ein.

Ich wurde angestellt und in die Wäscherei geführt. Ich war so abgemagert vom Hunger, dass ich nur aus Haut und Knochen bestand und ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich meine Arbeit erfüllen könnte. Beim Anblick des Wäschehaufens, den ich im Laufe des Tages waschen sollte, überlief mich ein Schauder. Als ich mich umsah und eine gut ausgerüstete Wäscherei vorfand und als eine Deutsche mir ihre Art zu waschen zeigte, wurde mir leichter zumute.

---

[29] Das Kriegsgefangenenlager in der Schirokaja-Straße – heute ist es die Kuibyschew-Straße - existierte bis 1942. Das war ein Arbeitslager, in dem Juden untergebracht wurden, die in verschiedenen Stadtbetrieben arbeiteten. Leute aus diesem Lager wurden zur Vernichtung nach Trostenez gebracht. Etwa 20.000 Häftlinge dieses Lagers starben in Trostenez.

In dieser Zeit begegnete ich unserer Näherin aus dem OMM-Institut, in dem ich gearbeitet hatte. Beim Gespräch mit mir nannte sie mich zum Schein ihre Verwandte, da noch einige russische Mädchen, eine Putzfrau und noch eine Wäscherin dabei waren. Den Teller Suppe, den wir zum Mittagessen bekamen, brachte ich Ljalinka. Ich selbst sammelte aus dem im Gang stehenden Kasten essbare Abfälle und ging zum Essen in die Toilette, um keinen Verdacht auf mich zu lenken. Wenn mein Herumwühlen im Kasten bemerkt wurde, erklärte ich, ich suche nach Futter für meine Haustiere. Ich kam vor allen anderen zur Arbeit und sammelte die Reste auf den Tellern ein. Ich bewährte mich als gute Arbeiterin und die Chefin vertraute mir. Oft ließ sie mich bei ihr aufräumen.

Nachdem ich den Mann unserer ehemaligen Hausgehilfin Lida Turowez näher kennen gelernt hatte, wurde ich misstrauisch ihm gegenüber. Vieles in seinem Verhalten und seinen Gesprächen mit mir war unklar und verdächtig. Ljalinka glaubte ihm nach wie vor und beharrte darauf, mit ihm zu den Partisanen zu gehen. Turowez drängte darauf, dass er zunächst sie allein mitnähme, und pflegte dann zu sagen: „Ich komme Sie abholen." Nebenbei bemerkt wollte er für Ljaljas Überführung 1.500 Reichsmark. Als ich, bestürzt, mein Erstaunen nicht verhehlen konnte, hörte er auf darauf zu bestehen, aber nach einiger Zeit fing er an davon zu sprechen, dass wir noch vor dem Übergang zu den Partisanen unbedingt eine Aufgabe zu erfüllen hätten, um unsere Treue zu beweisen. So schlug er Ljalinka vor, sich auf dem Passagierbahnhof als Putzfrau zu verdingen, um den Zugverkehr zu beobachten. Sie solle genau berichten, welche Züge Militärzüge seien, wohin sie führen, wie hoch die Zahl des Personals sei usw.

Da Ljalinka sich noch keine Geburtsurkunde besorgen konnte und die Tumilowitschs uns die Geburtsurkunde ihrer Schwester nur zeitweilig gegeben hatten, willigte ich strikt nicht ein, sie allein gehen zu lassen. Ich wollte, dass wir nur zu zweit gingen. Ljalinka glaubte alles erfüllen zu können, wovon er sprach und dass das den Weggang beschleunigen würde. Über diesen Auftrag hinaus besorgte sie systematisch bei Koslowskaja Medikamente und ließ sie an die Partisanen weiter geben.

Als Marusja Repkina uns erlaubte, bei ihr zu wohnen und nachdem sie wieder gesund geworden war, half sie Ljalja, auf den Auftrag von Turowez hin die Arbeit als Putzfrau auf dem Passagierbahnhof anzutreten. Wie sich zufällig herausstellte, hatte Marusja dort vor ihrer Krankheit auch als Putzfrau gearbeitet. Ljalja diente bei irgendeiner wichtigen Eisenbahnorganisation. Sie erwarb das Vertrauen der Deutschen und sie hinterließen ihr die Schlüssel zum Zimmer mit Waffen, die sie an Turowez übergeben sollte. Er verpflichtete sie noch, auch zwei Spürhunde der Deutschen der Abteilung zu übergeben. Das Letztere verblüffte mich und regte mich immer mehr auf. Bei meiner Arbeit konnte ich schon vieles erfahren und weitergeben, aber die Atmosphäre um mich herum wurde immer bedrückender. Eine der Putzfrauen schöpfte Verdacht gegen mich, genauer gesagt, sie erkannte in mir die Ärztin der Klinik, in der sie auch als Krankenschwester gearbeitet hatte. Ich hatte mich natürlich nicht mit ihr unterhalten, ich trug einen anderen Namen und sie erzählte ihren Freundinnen verstohlen über mich. Tolotschko ließ mich dies wissen und bekam Angst um mich. Einmal, bei der Lohnauszahlung, fragte mich der Offizier im Scherz: „Bist du Jüdin?" Mir wurde klar, dass ich gehen musste.

Jedesmal, wenn wir zur Arbeit gingen, sahen ich und Ljalinka einander schweigend an, als sei es das letzte Mal. Wir übernachteten in verschiedenen Stadtteilen – in ausgebrannten Häusern, in Kellern, auf Dachböden, manchmal auch in Gruben und wir wärmten einander eng aneinander gedrückt mit unserem Atem.

Manchmal gönnten uns die Tumilowitschs eine Ruhepause und erlaubten, bei ihnen zu übernachten. Manchmal wurde es für mich derart unerträglich, dass ich mehrmals die Deutsche um Erlaubnis bat, auf der Arbeit zu übernachten unter dem Vorwand, die Nacht sei dunkel und der Weg zu weit.

Libawa, 3. März 1948.

Eines Tages begegneten wir meiner privaten Näherin. Sie brach in Tränen aus und lud uns zu sich ein. Sie gab uns zu essen und erlaubte uns, am nächsten Tag bei ihr zu übernachten. Sie sagte: „Kommt aber recht spät am Abend, wenn es schon zu dunkeln anfängt." Man durfte nur bis 6 Uhr abends auf den Straßen erscheinen und zu diesem Zeitpunkt kamen ich und Ljalinka zu ihr. Leise und schüchtern klopften wir an der Tür, aber auch diese Störung ließ einen Mann in Uniform gleich einem rasenden Tier aus dem Haus hinausspringen, der uns mit schallender Stimme anschrie: „Was treibt ihr euch hier in der Nacht herum, ihr Jüdinnen aus dem Getto!" Auf diese Art Begrüßung konnten wir nur mit dem schnellsten Weglaufen reagieren; was wir auch taten. Hinter uns her schallten die Worte: „Haut ab, bevor es zu spät wird, sonst werde ich den Deutschen rufen. Franz, komm her!" Wir stürzten Hals über Kopf die steile Treppe hinunter, bedrückt, beleidigt und verblüfft. Was war uns passiert? Warum? Ist es vielleicht ein Traum? Wir konnten uns nur langsam fassen. Wir hatten ja keinen anderen Platz zum Übernachten vorbereitet, weil wir nicht daran zweifelten, dass wir bei ihnen übernachten würden. Ansonsten hatten wir uns immer einen Tag zuvor eine Übernachtungsstätte besorgt und wenn es den Leuten nicht gelang, uns zu helfen, dann suchten wir am Tage einen Platz zum Übernachten irgendwo in einer Kuhle oder in einer Ruine. Als am meisten hilfsbereit erwiesen sich übrigens meine Mitarbeiterinnen, wie die Sanitäterinnen und Krankenschwestern. Die Ärzte halfen nur selten und das auch nicht alle. Wir wagten es nicht, in der Nähe dieses Hauses zu bleiben. An einem neuen unerforschten Ort zu übernachten war gefährlich und wir beschlossen, zu den Tumilowitschs zu gehen, bei denen wir in schwierigen Zeiten ein Obdach gefunden hatten.

Allerdings wollten wir den Bewohnern der Frunsenski-Siedlung nicht allzu oft unter die Augen kommen, wo man uns gut kannte, da meine Tochter Tamara dort vor dem Krieg gewohnt hatte und weil jetzt ihr Junge Tolinka bei den Tumilowitschs wohnte ...

Es war schon dunkel, als wir uns dem Hauseingang näherten. Kaum hatten wir die ersten Stufen der Treppe zum 1. Stockwerk betreten, als wir das Geklapper der aufgehenden Tür und jemanden laut sagen hörten: „Guck mal nach, Söhnchen, hier laufen Jüdinnen herum, gib die Lampe her." Sie mussten uns durchs Fenster gesehen haben. Diese Worte kamen von der Nachbarin der Tumilowitschs, Milenka, die unten wohnte. Hinter ihr kam der Sohn, noch keine Lampe in der Hand.

Ich stieg weiter hinauf und klopfte an, und Ljalinka, die tiefer stand, blieb stehen, vielleicht weil sie die Tumilowitschs nicht verraten wollte. Die Tumilowitschs öffneten mir sofort die Tür und ich trat ein. Sie wurden verstimmt, als sie erfuhren, was los war, und machten sich Sorgen über das Los von Ljalinka, die unten geblieben war. Hinter der Tür waren Stimmen und Rufe zu hören: „Söhnchen, nimm die Lampe und suche auf dem Dachboden. Ich muss in meine Wohnung gehen und dem Deutschen in Weras Wohnung sagen, dass Jüdinnen aus dem Getto hier in unserem Treppenhaus herumlungern."

In größter Angst um Ljalinkas Schicksal und in der Befürchtung, dass sie mich vielleicht beim Betreten der Wohnung bemerkt hatten und uns bei den Deutschen anzeigen würden, wurde beschlossen, mich in der Rumpelkammer einzuschließen und einer sollte ins Treppenhaus gehen, um Ljalja zu finden und ihr zu helfen, in der Nacht in die Wohnung einzuschleichen. Tasja, die Schwester von Galja Tumilowitsch, kam heraus und war gleich verschwunden. Die Zeit schien mir eine Ewigkeit zu dauern, ich war starr vor Angst um Ljaljas Schicksal. Viel später, es war schon nach Mitternacht, hörte ich die Tür aufgehen und Schritte. Im ersten Augenblick dachte ich, es seien Deutsche, aber bald kamen sie alle schnell zu mir, machten die Tür auf, und ich sah Ljalinka. Sie hatte sich in der Grube hinter dem Haus versteckt und nur mit Müh und Not konnte Tasja sie finden. Jede Minute bedeutete für sie Todesgefahr, weil nach 6 Uhr abends jeder Fußgängerverkehr verboten war.

Bei Tagesanbruch sollten wir gehen, aber wohin? Ziellos streiften wir durch die Straßen. Da fiel uns ein, dass die Hauswirtin von Tamara früher in der Studentscheskaja-Straße gewohnt hatte und wir beschlossen, sie wegen einer Wohnung zu konsultieren. Dass sie alles wusste und begriff, machte auf uns einen guten Eindruck. Sie bot uns eine Unterkunft bei ihrer Schwester an, deren Mann Jude war. Sie liebte ihn und wollte nicht bei den Deutschen arbeiten. Aber nach seinem Tod litt sie Not und führte ein unzüchtiges Leben, sie verkaufte sich für ein Stück Brot. Gutherzig von Natur und auf Empfehlung ihrer Schwester verweigerte sie uns eine Unterkunft nicht.

Berta Moisejewna *hat ihre Notizen nicht vollendet. Auf den ersten Blick haben sie den Anschein, einfach unterbrochen worden zu sein. Aber der innere Aufbau und der Inhalt des Tagebuches lassen erkennen, dass es auch nicht fortgesetzt werden sollte. Es gab nichts mehr, worüber zu schreiben sich lohnen würde. Seine Fortsetzung würde nur die wiederholte Darstellung des Lebens und Todes der Tochter bedeutet haben.*
Dieses Thema war erschöpft. Ljalja war nicht mehr da und es gab kein Thema mehr zum Schreiben.

Berta Moisejewna Bruk
50er Jahre in Minsk.





Grabstätte von
Ljalja Bruk
auf dem Kriegsfriedhof
Minsk 2004.

Inna Gerasimowa

Diese Tagebücher heute lesen

*

- Eine historische Einordnung -

Immer weiter und weiter in die Vergangenheit rücken die Jahre des Zweiten Weltkrieges, die sich ins historische Gedächtnis vieler Völker und insbesondere des jüdischen Volkes, das in jenen Jahren mehr als die Hälfte seiner Angehörigen verloren hatte, für immer eingeprägt haben.

In den Jahrzehnten nach dem Krieg ist eine gewaltige Menge von Memoiren-Literatur veröffentlicht worden: Erinnerungen, Tagebücher, Briefe, die dem Thema Holocaust – der Judenvernichtung in den Jahren 1939-1945 - gewidmet sind. Aber den größten Wert haben nach wie vor schriftliche Zeugnisse, die von Betroffenen unmittelbar in jenen Jahren geschaffen wurden.

Schicksalsschläge von unermesslicher Härte und schwerstes Unglück ließen nicht nur Erwachsene, sondern auch Kinder zur Feder greifen. Weltweit bekannt sind die Tagebücher des deutsch-niederländischen Mädchens Anne Frank und der Jungen aus Polen, des David Rubinowicz aus der Nähe von Warschau und des David Serakowjako aus Lodz. 2003 erschien eine weitere Ausgabe des Tagebuchs von Maria Rolnikaite, einer Insassin des Gettos von Vilnius und eines faschistischen Konzentrationslagers.

Die schriftlichen Aussagen der Zeitzeugen, unmittelbar in den Kriegsjahren geschrieben und bis heute erhalten, sind zur Zeit das wichtigste historische Quellenmaterial. Ihr Wert kommt nicht nur in der Möglichkeit zur Geltung, ein historisches Geschehen vollständiger und genauer zu rekonstruieren, das sich vor vielen Jahren ereignet hatte, sondern auch, was noch wichtiger ist, die persönliche Einstellung des Autors zu den beschriebenen Ereignissen wahrzunehmen, wenn er die Geschehnisse einer konkreten historischen Periode auf Grund seiner eigenen Weltanschauung und Psychologie selbst einschätzt. Es sind Auffassungen und Vorstellungen des Autors zur Zeit der geschilderten Ereignisse, die für den Leser zum wichtigsten historischen Kriterium beim Begreifen dessen werden, was vor vielen Jahren geschah. Oft kommt es vor, dass die Einschätzung der Ereignisse durch den Autor von größerem Wert ist als seine Darstellung dieser Ereignisse.

Außerdem übt auch die Zeit einen gewissen Einfluss auf die Herausbildung der Eindrücke von gelesenen Memoiren aus. So bekommen viele Ereignisse der Vergangenheit im Laufe der Jahre eine neue

Einschätzung, bewirkt durch neue historische Informationen und Veränderungen im sozialpolitischen Leben der Gesellschaft und oft einen neuen Sinn. Diese Situation, bezogen auf eine Reihe von Fragen, die mit der Geschichte des Zweiten Weltkrieges verbunden sind, erleben wir heute. Deshalb sind gerade heute Aussagen der Zeitzeugen sehr wichtig, die es auf eine unfassbare Weise vermochten, die aktuellen Ereignisse in jenen Jahren unter den Umständen im Getto, im Konzentrationslager oder in einer Partisanenabteilung in ihren Tagebüchern niederzulegen und ihnen ihre eigene Einschätzung als Autoren zu geben.

Wie konnten diese Dokumentaraufzeichnungen in den grauenvollen Kriegsjahren erhalten bleiben und zu uns gelangen? In jedem Einzelfall ist es eine verwunderliche Geschichte für sich. Es ist erstaunlich, wie stark ein geschriebenes Wort ist. In den Jahren der Okkupation waren Tausende von Menschen ums Leben gekommen, einige Blatt Papier aber vermochten zu überleben und unsere Welt wieder zu besuchen, diesmal aber die Welt anderer Generationen.

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich zum ersten Mal zwei kleine Schulhefte zur Hand nahm, deren Seiten mit der krakeligen Handschrift eines Kindes beschrieben und an einigen Stellen schwer lesbar waren: in vielen Jahren verwischte die Bleistiftschrift. Das Datum gleich in den ersten Zeilen ließ meinen Atem stocken: 1943. Das war das Tagebuch der **Ljalja Bruk**, einer Schülerin aus Minsk (ihr richtiger Name war Klara, aber sie wurde von allen Ljalja genannt). 1941 war sie 14 Jahre alt.

Das Mädchen stammte aus einer guten Familie Minsker Juden: die Mutter war Ärztin, der Vater war ein in der Stadt angesehener Bauingenieur. Noch vor dem Krieg fing Ljalja an, ein Tagebuch zu führen und führte es in den schrecklichen Jahren im Getto und im „russischen Stadtteil" von Minsk, wo sie sich für eine Weißrussin ausgab, sowie in einer Partisanenabteilung weiter. Das Tagebuch, das bis heute erhalten blieb, war ihr drittes Tagebuch. Die ehemalige Schülerin hatte es zuwege gebracht, in diesem Tagebuch auf die Ereignisse des Kriegbeginns zurückzugreifen und ihre Eintragungen bis zum Jahr 1943 zu führen.

Das Tagebuch der Ljalja Bruk ist das Zeugnis einer erstaunlichen geistigen Standhaftigkeit und des Muts eines Menschen, der von den Faschisten nur wegen seiner Abstammung zur Vernichtung verurteilt wurde, der sich aber den Umständen nicht fügte, sondern um sein Leben und seine Würde kämpfte und diesen anscheinend ungleichen Kampf gewann.

Die Seiten des Tagebuchs geben uns den Eindruck von einer Persönlichkeit wie aus einem Guss, mit einer reichen inneren Welt, die einen durch Reinheit, Edelmut und Freundlichkeit ins Staunen versetzt, unter jenen Lebensbedingungen anscheinend unvorstellbar. Manchmal sehen wir da ein noch ganz junges Mädchen, mit sehr naiven und rührenden Beurteilungen komplizierter Beziehungen zwischen den Menschen, besonders in einer Partisanenabteilung, in der viele Partisanen und insbesondere Frauen je nach den Umständen handelten, unter denen sie leben mussten.

Das Tagebuch wurde in der Zeit vom 2. August bis zum 25. Oktober 1943 geführt. Die darin beschriebenen Ereignisse umfassen aber die etwas längere Periode seit Juni 1941. Es stellt sich die Frage: „Warum hat die Autorin das Tagebuch nicht weiter geführt und ihre letzten Aufzeichnungen mit 1943 datiert?" Antworten wie: „keine Bedingungen zum Schreiben" oder „keine Zeit" bzw. „keine Lust" sind meiner Meinung nach nicht richtig, weil bekannt ist, dass Ljalja auch im Getto, unter den für ein Tagebuch unpassendsten Bedingungen, lange Zeit noch an ihrem Tagebuch weiter schrieb. Das mochte für sie ein gewisses psychisches Bedürfnis sein, eine Möglichkeit, ihre Gedanken auszusprechen. Die Erklärung mag wo anders liegen.

Am Ende des Tagebuches, nach der letzten Aufzeichnung der Autorin vom 25.10.1943, steht mit dem Datum 26.10.1943 ein Vermerk des Stabschefs der Suworow-Partisanenabteilung, der das Tagebuch kontrollierte (wir konnten feststellen, dass es Pjotr Wassiljewitsch Rewenko war). Eine solche Sicherheitskontrolle des Tagebuchs durch die Leitung einer sowjetischen Partisanenabteilung, die sich in einem vom Feind besetzten Gebiet befand, war eine normale Sache. Im Ergebnis wurden viele Familien- und Ortsnamen aus dem Tagebuch gestrichen, übrig blieben nur Initialen oder Anfangsbuchstaben der Wörter. (Diese Änderungen im Text sind mit dem Symbol < > bezeichnet).

Eine solche Kontrolle mochte für Ljalja, die in ihren Tagebuchnotizen sehr offen war, unangenehm gewesen sein und sie hörte auf zu schreiben. Das Tagebuch wurde aber von ihr behalten und davon zeugt eine weitere Prüfung des Tagebuchs durch einen Vertreter des NKWD *(des Volkskommissariats für Inneres)* in der Partisanenabteilung mit folgendem Vermerk auf der Umschlagseite: „Das Tagebuch ist geprüft. Es ist gut geschrieben. NKWD-Bevollmächtigter ... (*Unterschrift unleserlich*), 24.2.44".

Das Tagebuch der Ljalja Bruk würde vielleicht nicht so beeindruckend sein, wäre nicht das Tagebuch ihrer Mutter gefunden und aufbewahrt worden, aus dem der Leser über das weitere tragische Schicksal dieses bewundernswerten Mädchens erfahren kann. Sowie darüber, wie sich die Mutter bemühte, sein Schicksal zu erleichtern und wie sie zusammen mit ihrer Tochter einen Leidens- und Rettungsweg zurücklegte, unvorstellbar für normale Menschen.

Berta Moisejewna Bruk geborene Kagan wurde 1896 in Minsk in der Familie eines Handwerkers geboren. Ihr Vater Moisej Kagan reparierte Singer-Nähmaschinen, aber seine Lieblingsbeschäftigung war das Anfertigen von Geigen. In der Familie wurden sechs Geschwister großgezogen, fünf Schwestern und ein Bruder. Berta war die älteste. Alle Kinder beendeten ein Gymnasium, Berta und Rachil (verehelichte Sokolenko) erhielten eine Hochschulausbildung. Berta wurde zunächst als Zahnärztin ausgebildet und später, als sie schon verheiratet war, absolvierte sie die Medizinische Hochschule in Minsk. Sie war als Kinderärztin im Institut für Mutter- und Kinderschutz tätig. Während des Krieges musste die Familie von Berta Moisejewna ins Getto ziehen, wo ihre Mutter, eine Schwester, ein Neffe und ihr Mann Jewgenij Bruk ermordet wurden. Sie und ihre jüngere Tochter mussten die Hölle auf Erden durchmachen, die Juden zuteil wurde, die sich ihrem Schicksal widersetzten und alles für ihre Rettung Mögliche und Unmögliche taten.

Unter den Bedingungen der deutschen Okkupation, als alle Juden unabhängig von Alter und Stellung zur Vernichtung verurteilt waren, kann man ihren Lebens- und Kampfesdrang als Heldentum betrachten. Und das dürfte nicht übertrieben klingen, denn diese Menschen waren tatsächlich Helden, die im Getto und später im „russischen Stadtteil" ständig der Gefahr ausgesetzt waren, angezeigt zu werden, die aber ihre Menschenwürde, ihren Optimismus, ihre Hoffnung und moralische Prinzipientreue nicht einbüßten.

Die Schicksale der Autorinnen dieses Buches sind für viele Juden typisch, die in den westlichen Gebieten der ehemaligen UdSSR lebten. Im Laufe einiger weniger Junitage 1941 gab es für diese Menschen keine Möglichkeit, aus den Städten und kleinen Orten nach Osten zu fliehen. Nur durch ein Wunder schafften sie es, in den von Faschisten besetzten Gebieten mit dem Leben davonzukommen.

Ihr Leben von damals kann man etwa in diese Perioden einteilen:
Das Fristen des Lebens unter den fürchterlichen Bedingungen des Gettos, wo jede Stunde und jeder Tag ihre letzte Stunde und ihr letzter Tag werden konnten.
Das Organisieren einer Flucht, die sich nur mit enormem Lebensrisiko bewerkstelligen und die Frage aufkommen ließ: wohin jetzt? Nur wenige wagten es, einen Juden zu verstecken, weil wegen Verbergens nicht nur das Familienoberhaupt, sondern auch alle Angehörigen erschossen wurden. In den Wald zu gelangen bedeutete allerdings noch keine Rettung, denn in vielen Partisanenabteilungen wurden keine unbewaffneten Leute aufgenommen, um so mehr nicht, wenn es Frauen, Kinder und Alte waren. Oft wurde die Aufnahme wegen ausgesprochen antisemitischer Einstellungen der Partisanenleitung verweigert. Es kam auch vor, dass Flüchtlinge, für die die Rettung nicht mehr möglich war, ins Getto zurückkehrten und dort starben.

In Minsk, wo die Familie Bruk vor dem Krieg wohnte, waren am 28. Juni 1941, als deutsche Truppen in die Stadt einzogen, nur etwa 102.000 Stadtbewohner zurückgeblieben, darunter ca. 60.000 Juden. Aus verschiedenen Gründen waren sie nicht in der Lage, die Stadt zu verlassen und der wichtigste Grund dafür war die verbrecherische Politik der Behörden, die es bevorzugten, die wahre Situation der ersten Kriegstage, den Rückzug der sowjetischen Truppen und den ungestümen Vormarsch des Gegners vor der Bevölkerung zu verhehlen. Während die belarussische Regierung die Leute aufforderte, normal zu leben, an ihren Arbeitsplätzen weiter zu arbeiten und „nicht in Panik zu verfallen", weil die Rote Armee schon in ein bis zwei Tagen den Feind vom sowjetischen Boden vertreiben werde, zog sie selbst in der Nacht zum 25. Juni heimlich nach Mogilew um und überließ Minsk seinem Schicksal. Tausende und Abertausende von Menschen wollten die Stadt schnellstens verlassen, aber es war zu spät – Minsk wurde von deutschen Truppen umzingelt.

Am 20. Juli 1941 erschien ein Erlass der neuen Verwaltungsbehörde über die Errichtung eines „jüdischen Stadtteils" in der Stadt – eines Gettos, in das die gesamte jüdische Bevölkerung umsiedeln sollte. In der Zeit seines Bestehens (Juli 1941 – Oktober 1943) wurde das Getto von Minsk von den Faschisten in eine der größten Vernichtungsstätten verwandelt. Dort wurden über 100.000 Menschen umge-

bracht. Außer Minsker Juden wurden auch Juden aus nahe gelegenen kleinen Städten und Flecken sowie etwa 25.000 Juden aus verschiedenen osteuropäischen Ländern sowie aus Deutschland, Österreich, Tschechien dorthin verfrachtet.

Die Geschichte des Gettos von Minsk ist nicht nur eine Geschichte des Sterbens, sondern auch eine Geschichte des Kampfes, des Widerstands und Heldentums derer, die auch unter unerträglichen Bedingungen im Getto den Kampf um ihre Menschenwürde und Freiheit weiter führten. Die illegale Kampforganisation des Gettos mit über 300 Mitgliedern leistete den Partisanenabteilungen aktive Hilfe und war dabei einer ständigen Lebensgefahr ausgesetzt: sie sammelten Waffen, Medikamente, warme Sachen, Ausrüstungen für Druckereien und vieles andere mehr. Den wichtigsten Schwerpunkt bildete dabei die von der Leitung der illegalen Getto-Kampforganisation und den städtischen illegalen Kampfgruppen gemeinsam organisierte Rettung von Menschen. Ihre besondere Sorge galt den Kindern im Getto. Aus Gettoinsassen und städtischen Illegalen wurde eine Gruppe gebildet, die die Kinder aus dem Getto hinausführte und sie in Kinderheime brachte. Auf diese Weise konnten etwa 400 kleine Häftlinge gerettet werden. Man brachte es auch fertig, viele Häftlinge aus dem Getto in die Wälder zu bringen, in denen sie als Angehörige multinationaler Partisanenabteilungen heldenhaft gegen die Faschisten kämpften. Aus ehemaligen Gettoinsassen wurden auch einige jüdische Partisanenabteilungen und –gruppen gebildet.

Die Listen der 2. Minsker Partisanenbrigade, die im Nationalarchiv von Belarus aufbewahrt werden, enthalten folgende Angaben zu den Tagebuchautorinnen:

- „Bruk, Berta Moisejewna, Jhrg. 1896, Jüdin, parteilos, Hochschulbildung. Vor dem Krieg Kinderärztin in einer Klinik. In der Partisanenabteilung seit 19.6.43. Aus dem Dorf Pjatewschtschina in die Partisanenabteilung gekommen. Mit der Partisanenmedaille des Vaterländischen Krieges zweiter Klasse ausgezeichnet."

- „Bruk, Klara Jewgenjewna, Jhrg. 1926, Jüdin, parteilos, Bildung - 7 Klassen Mittelschule, in die Partisanenabteilung am 31.7.43. aus Minsk gekommen."

Nach dem Krieg war Berta Moisejewna eine Zeit lang als Ärztin in Moskau und in einigen Städten der BSSR tätig. Später kehrte sie nach Minsk zurück und war dort bis zu ihrem Tode im Jahre 1986 als Neonatologin (Ärztin für Neugeborene) der Ersten Klinik tätig.

Nicht einmal Familienangehörige ahnten, dass Berta Moisejewna ein Tagebuch führte. Es wurde erst nach ihrem Tod gefunden.

Wenn man das Tagebuch von Berta Moisejewna liest, leuchtet es einem ein, dass diese Notizen nichts anderes als der Wunsch der Mutter waren, länger mit der geliebten Tochter zu verbringen, indem sie ihren gemeinsamen furchtbaren und heldenhaften Weg rekonstruierte.

Eben dadurch, dass die Tagebuchautorinnen über ein und dieselben Ereignisse schreiben, deren Augenzeugen sie zur gleichen Zeit waren, bekommt der Leser die einzigartige Gelegenheit, nicht nur den Gang der Geschehnisse kennen zu lernen, sondern auch das Verhältnis zu diesen Ereignissen durch Menschen wahrzunehmen, die nach ihrem Alter, ihren Lebenserfahrungen und Auffassungen so unterschiedlich waren. Vor dem inneren Auge des Lesers entstehen dreidimensionale Bilder des Geschehenen, die sich gegenseitig ergänzen. So z.B. sind die Schilderungen tragischer Ereignisse im Getto völlig unterschiedlich, obwohl es sich um ähnliche Tatsachen handelt. Während bei Berta Moisejewna Furcht und Angst vor dem immer näher rückenden Tod im Vordergrund stehen, ist es bei Ljalja nur die Feststellung konkreter Handlungen. In ihrem Tagebuch ist eher keine Tragödie, keine Angst vor möglicher Vernichtung zu spüren. Das ist nicht ein Ausdruck von Mut oder Nichtverstehen von Realitäten. Es ist eher die Überzeugung eines jungen Menschen: „Ich kann so nicht sterben, ich werde immer sein!"

Manchmal kann das Gefühl entstehen, dass der Aufenthalt im Getto oder in der von den Deutschen besetzten Stadt für das Mädchen kein so schrecklicher Zustand war, weil der heutige Leser, der ziemlich gut über das Leben der Juden in okkupierten Gebieten informiert ist, darauf gefasst ist, im Tagebuch Beschreibungen all dieser Schrecknisse zu finden. Ljalja schreibt dagegen über ihre Bekannten und Freunde, verzeichnet bestimmte Besonderheiten im Leben um sie herum. Natürlich beschreibt sie alle Strapazen, die sie mit ihrer Mutter durchmachen musste, sowie die vor ihrer Ankunft in der Partisanenabteilung überall lauernde Gefahr. Das war aber quasi nicht das Wichtigste. Das Wichtigste war, dass das Leben weiter laufe, wie schrecklich es heute auch sein mochte. In Zukunft werde zweifellos alles gut sein, der Krieg werde zu Ende gehen und das Leben wieder weiter laufen, schön wie früher. Von diesem Optimismus, von der lebensbejahenden Kraft eines jungen Menschen ist das Tagebuch der Ljalja Bruk durchdrungen.

Manche Leser werden wohl für sich neu entdecken, dass Juden, und in diesem Fall noch Frauen dazu, mutig um ihr Leben gekämpft haben. Es stellt sich heraus, der üblichen Meinung so vieler zum Trotz, dass sie nicht wie eine Viehherde zum Schlachthof trotteten, sondern Widerstand leisteten, dass sie um ihr Leben sogar dann noch kämpften, wenn keine Überlebungschancen gegeben zu sein schienen und das sie voll Würde mit der Waffe in der Hand in Partisanenabteilungen kämpften.

Einige Worte des aufrichtigen Dankes möchten wir dem Menschen sagen, der es uns ermöglicht hat, diese Tagebücher heute zu lesen. Mila Alexandrowna Sokolenko aus Minsk, die Nichte von Berta Moisejewna, hatte all die Jahre die Tagebücher ihrer Tante und der Kusine bei sich aufbewahrt und brachte sie dann ins ‚Museum für Geschichte und Kultur der Juden von Belarus'. Auszüge aus dem Tagebuch der Ljalja wurden von Mila Alexandrowna an Anna Krasnopërko gegeben, die sie in ihrem bekannten Buch „Briefe meiner Erinnerung" (herausgegeben 1984[57]) über ihr Leben im Getto von Minsk verwendete.

---

[57] in deutscher Übersetzung: siehe Buchanzeige in dieser Broschüre

Bei der Vorbereitung dieses Buchs zum Druck bemühten wir uns, den Stil der Autorinnen und die typischen Merkmale der Tagebücher aus den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts beizubehalten. Wir versuchten, Schulkameraden von Ljalja und Dokumente ausfindig zu machen, die mit dem Aufenthalt der Autorinnen in der Partisanenabteilung verbunden sind. Einiges konnten wir finden, vieles blieb aber in der fernen Zeit verborgen.

Besonders wichtig war es, Informationen über die Familie von Galina und Kasimir Tumilowitsch und über Taissa, die jüngere Schwester von Galina, zu finden, die den damals vierjährigen Enkelsohn von Berta Moisejewna, Anatolij Shilinski, aus dem Getto gerettet hatten. In ihren Tagebüchern schreiben Ljalja und Berta Moisejewna über die Hilfe durch diese edelmütigen Menschen und über deren Bemühungen, ihr Leid zu lindern. Nach dem Krieg waren auch Anatolijs Spuren verlorengegangen, aber es war bekannt, dass er die Militärschule Minsk als Offizier beendet und seinen Dienst in Russland angetreten hatte. Bei der Suche nach diesen Menschen hofften wir auf die Hilfe der Leser und schrieben es ins Vorwort der Tagebuch-Veröffentlichung „Wenn Worte schreien und weinen".

Einige Monate nach Erscheinen des Buches klingelte im ‚Museum für Geschichte und Kultur der Juden von Belarus' das Telefon und eine aufgeregte Männerstimme sagte: "Ich heiße Anatolij Wladimirowitsch Shilinski. Sie haben in Ihrem Buch über mich geschrieben. Ich rufe Sie aus einem Ort bei Moskau an." Nach freudigen Ausrufen und vielen Fragen wurde uns klar, dass ein alter Bekannter von Anatolij Wladimirowitsch aus Minsk das Buch gelesen und ihm über das Buch erzählt hatte. A. Shilinski fuhr sofort nach Minsk, las dort das Buch und besuchte eine der Personen, die ihn gerettet hatten, Anastasija (Taissa) Soljanik. Mehrere Jahrzehnte hatte er sie nicht wieder gesehen. Beim ersten Gespräch damals schlug ich Anatolij Wladimirowitsch vor, Dokumente zu sammeln, um Galina und Kasimir Tumilowitsch und Anastasija Soljanik mit dem Titel „Gerechter unter den Völkern" auszeichnen zu lassen. Nach der bestehenden Regelung wird dieser Titel von einem Sonderausschuss der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vaschem in Jerusalem verliehen. Er untersucht Dokumente und Materialien, die nachweisen, dass während des Zweiten Weltkrieges Juden von Nichtjuden uneigennützig und unter großer Lebensgefahr gerettet wurden. Dies ist ein recht langwieriges Verfahren. Jeder Einzelfall wird vom Ausschuss sehr aufmerksam ja akribisch untersucht. Den Trägern dieses Ehrentitels werden im Namen des Staates Israel ein spezielles Diplom und eine Medaille überreicht, der Name des Gerechten wird an einer speziellen Mauer in Jerusalem eingemeißelt.

Anatolij Wladimirowitsch musste seine Geschichte ausführlich schreiben, den Text vom Notar beglaubigen lassen und an unser Museum nach Minsk schicken. Daraufhin besuchte ich Anastasija Antonowna zu Hause (Galina und Kasimir lebten nicht mehr), um in einem Gespräch mit ihr alle Einzelheiten der Rettung der Angehörigen der Familie Bruk zu klären. Es war erstaunlich, dass diese ältere Frau, als sie sich an jene grauenvollen Jahre erinnerte, nicht begreifen konnte, was für eine Heldentat sie begangen hatte und warum ich sie mit meiner Fragerei quälte. Auf meine Frage: „Wie konnten Sie es riskieren, das Getto mit dem gelben Kennzeichen einer Gettoinsassin zu betreten? Sie hätten ja bei einer Razzia umkommen können!", antwortete sie: „Natürlich hatte ich Angst, aber die da hat-

ten es noch schlimmer und man musste den Leuten helfen. Wer hätte das sonst tun können?"

2006 wurde Galina und Kasimir Tumilowitsch (postum) sowie Anastasija Soljanik der Ehrentitel „Gerechter unter den Völkern" verliehen.

Ich bin überzeugt: Wer dieses Buch gelesen hat, dem wird es helfen, der wahren Geschichte des Lebens, der Tragödie und des Heldentums der Juden von Belarus in den Jahren des Holocaust näher zu kommen.



Die Schwestern Berta und Rachil Kagan (verheiratete Bruk und Sokolenko), Minsk 1913.

Buchhinweise

Abramowitsch, Ljuba Israeljewna Nolte, Hans Heinrich	**Die Leere in Slonim** Hg. IBB Dortmund 2005, 75 S.
Gartenschläger, Uwe	**Die Stadt Minsk während der deutschen Besetzung (1941-1944)** Hg. IBB Dortmund 2001, 90 S.
IBB Dortmund	**Spuren suchen – Brücken bauen**. Schulen laden ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter ein. IBB 2002, 60 S.
IBB Dortmund	**Überleben im jüdischen Ghetto von Minsk**. Eine Arbeitshilfe für Schule und Erwachsenenbildung. IBB 2005, 40 S.
Kohl, Paul	**Das Vernichtungslager Trostenetz**. Augenzeugenberichte und Dokumente. Hg. IBB Dortmund 2003, 115 S.
Krasnopërko, Anna	Dt.: **Briefe meiner Erinnerung**. Mein Überleben im jüdischen Ghetto von Minsk 1941/42. Evangelische Kirche von Westfalen Haus Villigst in Schwerte 1991; 4. erneuerte Auflage Dortmund 1998, 85 S. (Alf Seippel). Erhältlich über das IBB Dortmund
Monatszeitschrift Osteuropa/DGO	**Geschichtspolitik und Gegenerinnerung** – Krieg, Gewalt und Trauma im Osten Europas. Berlin 6/Juni 2008, 460 S. Sammelband mit 40 Artikeln. ISBN 978-3-8305-1494-7
Müller, Werner (Hg.)	**Aus dem Feuer gerissen.** Die Geschichte des Pjotr Rubinowitsch Rabzewitsch aus Pinsk. Köln 2002²
Projektgruppe Belarus im Jugendclub Courage Köln (Hg.)	**„Existiert das Ghetto noch?“ -** Weißrussland: Jüdisches Überleben gegen nationalsozialistische Herrschaft. Berlin Assoziation A 2003, 320 S. ISBN 3-935936-12-5
Rüßmeyer, Hinrich Herbert Schönenbach, Ludwig	**Spurensuche und Zeitzeugengespräche** (zwei Weltkriege in Weißrussland) Wege der Versöhnung mit Heim-statt Tschernobyl, AG Historische Aufarbeitung. 2006, 30 S.
Sahm, Astrid	**Architektur als Gratwanderung. Leonid Lewin – ein Werk als Brücke von Gedächtnis und Gegenwart,** Minsk 2008, 65 S. Hg. IBB Dortmund (zweisprachig)
Shepetinski, Jacob	**Die Jacobsleiter**. Erinnerungen eines Shoah- und Gulag-Überlebenden. Zürich 2005, 205 S. ISBN 3-907576-78-0